

DEUTSCHE RUNDSCHAU

HERMANN L. BRILL

Allgemeine Menschenrechte und
politische Selbstbestimmung

ALFRED FRISCH

Politischer Wandel
in Französisch Afrika

G. R. TREVIRANUS

Friedrich Stampfer

ILSE BLUMENTHAL-WEISS

Rainer Maria Rilke
und das Judentum

GÜNTHER OLIASS

Eich oder die Idyllen der Angst

PETER HELLER

Prophet auf Reisen · Fabel

3

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

84. JAHRGANG · BADEN · BADEN · MARZ 1958

RUNDSCHAU

Veränderungen in einigen Satellitenstaaten (225) — Ostforschung auf dem Holzweg (226) — Schneemann mit Hintergrund (228) — Organisierte Feindseligkeit (229) — Danilo Dolci (231) — Siegfried von Vegesack (232) — Abschied von Charles Morgan (233)

AUFSATZE

<i>Hermann L. Brill</i>	<i>G. R. Treviranus</i>
Allgemeine Menschenrechte und politische Selbstbestimmung . . . 235	Friedrich Stampfer 256
<i>Jürgen Pechel</i>	<i>Hellmut Kämpf</i>
Der Peronismus ist noch immer eine Gefahr 240	Bilder des Dauern in der Geschichte 259
<i>Alfred Frisch</i>	<i>Moritz Lederer</i>
Politischer Wandel in Französisch Afrika 244	Baumeister des deutschen Theaters . 263
<i>Max Gordon</i>	<i>Ilse Blumenthal-Weiss</i>
Die junge Generation in England . 252	Rainer Maria Rilke und das Judentum 268
	<i>Günther Oliass</i>
	Eich oder die Idyllen der Angst . 280

WIRTSCHAFTS-RUNDSCHAU (285) — ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (288)

GEDICHTE

Friedrich von Vegesack (239) — Hugo Ernst Käufer (258) — Eva Schwimmer (279) — Günter Bruno Fuchs (298)

PROSA

<i>Peter Heller</i>	<i>Elisabeth Dryander</i>
Prophet auf Reisen 291	Auf Besuch bei dem weißen Hasen 295

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Ferrara (299) — Kraft (303) — Behn (305) — Blumenberg, ed. (305) — Fuchs, Okopenko, Schmied u. a. (306) — Rühle, Simmons, Struve (308) — Montherlant (310) — Larbaud (311) — Kühner (311) — Hühnerfeld, ed. (312) — Hinweise (313)

BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (317) — MITTEILUNGEN (319)

Redaktion: Stuttgart O. Hauffmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pechel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.

Veränderungen in einigen Satellitenstaaten

In *Ungarn*, wo in diesen Tagen gerade der Außenminister Imre Horvath im Alter von 57 Jahren starb (sein Sohn kämpfte auf der anderen Seite und ist ein Emigrant), hat der Regierungswechsel viel Anlaß zu Kommentaren gegeben. Der Rücktritt des Ministerpräsidenten Kadar und seine Ersetzung durch den ersten stellvertretenden Ministerpräsidenten, Ferenc Münnich, bedeutet aber weder eine Rückkehr zum reinen Stalinismus, die man sich doch nicht leisten kann, noch eine Besserung. Kadar, der erster Parteisekretär bleibt, galt durch die Terrorurteile als zu kompromittiert, im Inland wie im Ausland. Die Stalinisten, deren Kreis, die Tancsics-Gruppe, die Gegenorganisation gegen den Petöfy-Club, unter dem Druck der öffentlichen Meinung aufgelöst worden war und die ein Organ „Magyarország“ haben, liegen weiter auf der Lauer. Matyas Rakosi und Ernő Gerő können sich nicht sehen lassen. Ihr Haupt ist heute Jozef Revai, und indem Apro als Nachfolger von Münnich zum ersten stellvertretenden Premier aufrückte, hatten sie sogar einen gewissen personalpolitischen Erfolg, der freilich dadurch ausbalanciert wurde, daß der Kultusminister Kallai, der Mitglied des Parteisekretariats bleibt, durch Valeria Banka, die bisherige Leiterin des Rundfunks, eine Vertreterin des gemäßigten Flügels, ersetzt wurde.

Bei der Verkündung der Amnestie wurden ausdrücklich General Maleter und Tibor Déry als ihrer „unwürdig“ erwähnt, während nichts über den früheren Premier Imre Nagy verlautete. Münnich soll an sich den „zentristischen“ Kurs von Kadar fortsetzen. Da er nach außen eine verbindliche Art hat, wird er zunächst einen gewissen Kredit finden. Während Kadar die Titoisten nach der Haftentlassung verriet, ist Münnich, der am Anfang Anteil an dem Terrorregime hatte, einer anderen Kategorie zuzuordnen. Er war Stalinist, solange das en vogue war, verstand aber stets Änderungen rechtzeitig vorauszuahnen und sich ihnen anzupassen. Er war weder nach der einen Seite abgestempelt wie die Revai, Farkas und Gerő, noch nach der anderen Seite wie Nagy oder Lukacz. Von einem solchen Opportunisten ist freilich alles zu erwarten. Seine Hauptfunktion soll die Aussöhnung mit Jugoslawien sein. Seine Beziehungen zu Tito sind gut. Dieser einstige Spanienkämpfer, der von 1946 bis 1949 Chef der Polizei in Budapest war, war nacheinander Botschafter in Helsinki, wo man ihm nachsagte, daß er nicht nur diplomatische Funktionen zu haben scheine, sondern im Zusammenhang mit seiner vorigen Tätigkeit gewisse Erfahrungen nun auf einer höheren Ebene zu verwerten habe, in Sofia, Moskau und Belgrad.

In *Rumänien* war nicht nur die Ersetzung des gestorbenen Präsidenten Grozea durch einen Mann deutscher Abkunft, den Außenminister Maurer, bemerkenswert. Die Ernennung des Justizministers Bunaciu zum Außenminister und von Diaconescu zum Justizminister wurde als eine Verstärkung des Stalinismus gedeutet.

In der *Tschechoslowakei* führte sich der neue Präsident Novotny durch Maßnahmen gegen die Slowaken ein. Diese hatten schon vorher nichts Gutes

geahnt, als entgegen der bisherigen Gepflogenheit der Premier Siroky, ein Slowake, nicht Präsident geworden war. Der Chef der slowakischen KP, ein Tscheche, Bacilek, kündigte den Kampf gegen die „kleinbürgerlichen Nationalisten, die Klerikalen und Faschisten“ an. Sie werden des „Separatismus“ bezichtigt, und man will offenbar die Abschaffung der Autonomie vorbereiten. Der stellvertretende slowakische Premier, Sebesta, wurde abgesetzt und durch einen Tschechen, Jan Stencl, den bisherigen Generaldirektor der Kohlengruben, ersetzt. Es folgten zahlreiche Verhaftungen. Die Versetzung des stellvertretenden Außenministers, der Witwe des Kommunistenführers Sekanina, Trude Sekaninova-Cakrtova (deren Mann, Kasimir Cakrt, Selbstmord begangen hatte und deren Schwager, R. Cakrt, in ein Verfahren wegen „westlicher Kontakte“ verwickelt worden ist) und ihre Abschiebung in die Rechtsabteilung des Kultusministeriums werden als Anfang einer neuen antisemitischen Welle gewertet, die von dem Präsidenten Novotny gestartet wird.

Gleichzeitig häufen sich die Anzeichen wachsender Unfreiheit in *Jugoslawien*, einer Unfreiheit, die Tito bekanntlich Gomulka bei dessen Belgrader Besuch zur Nachahmung empfohlen hatte. Hatte man zuerst Gomulka mit Tito verglichen, so mußte das rektifiziert werden, als Tito Djilas zum Opfer eines verschärften Kurses machte. Heute kann man Gomulka nicht mit Djilas vergleichen, aber dieses Mal liegt es daran, daß Gomulka sich gewandelt und die Ratschläge von Tito zu gut beherzigt hat. Das Vorgehen gegen „Po Prostu“ und die anderen freiheitlichen Organe bedeutet auch bei Gomulka einen Schritt zurück, so daß man jetzt Lasota, den Chefredakteur von „Po Prostu“, mit Djilas vergleichen könnte. Inzwischen sind aber Djilas und sein gemäßregelter Freund Djedijer nicht die einzigen Opfer. Die neuesten Opfer sind drei Sozialisten, Bogdan Krekitsch, Alexander Pawlowitsch und Milan Zujo-witsch. Es wurde ausgegraben, daß sie im Kriege auf der Seite der Tschetniki, also des später hingerichteten General Michailowitsch, gestanden hätten. Faktisch hatte Krekitsch ein Buch „Das Wesen von Titos Jugoslawien“ aus dem Lande geschmuggelt, in dem er sich gegen den totalitären Einparteienstaat gewandt hatte.

Ostforschung auf dem Holzweg

Als vor zwei Jahren in London Elizabeth Wiskemanns Studie über Deutschlands östliche Nachbarn (vgl. DR 11/56) erschien, nutzten nur wenige deutsche Kritiker die Gelegenheit zu einer generellen Diskussion der deutsch-slawischen Beziehungen, die dieses Buch bot. Stattdessen traten ganze Kohorten von mehr oder weniger kompetenten, des Englischen mächtigen, aber auch dieser Sprache unkundige Verteidiger der „deutschen Leistung im Osten“ auf. Am lautesten gebärdeten sich natürlich diejenigen, die ihren persönlichen Beitrag zur osteuropäischen Geschichte nach 1933 geleistet hatten. Wie es ihrer Mentalität entspricht, waren einige dieser Abendlandverteidiger nur allzu rasch mit persönlichen Angriffen auf Miss Wiskemann zur Stelle. Bestechlichkeit, wissenschaftliche Inkompetenz und angeborener Deutschenhaß waren nicht die schwerstwiegenden, aber die gängigsten Vorwürfe, die erhoben wurden. Weil die Autorin bezweifelt hatte, daß es sinnvoll wäre, die Vertreibungen (durch neue Umsiedlungen) rückgängig zu machen, um die ungute Diaspora-Situation wiederherzustellen, klagten ernstere Kritiker sie an, sie wolle Hitler verewi-

gen. Als ob es um den ginge, und nicht darum, daß Deutschland, nachdem es die Tschechoslowakei und Polen überfallen hat, einen Krieg entfesselte und ihn verlor, endlich die Kausalzusammenhänge zwischen diesen Ereignissen und seiner heutigen Lage begreife.

Eine Hoffnung blieb uns damals. Wir glaubten, daß die deutsche Osteuropaforschung die Herausforderung der Wiskemannschen Studie annehmen und ihrerseits einen klärenden Beitrag zu dem wichtigsten zeitgeschichtlichen Aspekt des slawisch-deutschen Verhältnisses liefern werde. Heute sehen wir uns grausam enttäuscht. Es liegen zwei Arbeiten vor, die als „Antworten“ zu verstehen sind. Das eine wurde vom Osteuropa-Institut München veranlaßt und vom Stifterverband für die deutsche Wissenschaft finanziert. Ihr Verfasser ist Hilmar Toppe („Elizabeth Wiskemann und Deutschlands Nachbar Polen“), die andere, weniger direkte, gab der Göttinger Arbeitskreis heraus: „Deutschlands Ostprobleme. Eine Untersuchung der Beziehungen des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn.“ Zwei beamtete Experten schrieben ihre Namen darunter: H. Koch unter die erste, H. Kraus unter die zweite Studie.

Die Göttinger Publikation enthält wertvolles Material, das denkbar unwissenschaftlich arrangiert ist. Ihre anonymen Verfasser sind große Meister in der trickreichen Kunst des Weglassens. Von zehntausend in Polen ermordeten Volksdeutschen berichten sie; aber von den fünf Millionen jüdischen und christlichen Opfern der deutschen Raserei in diesem Land erfährt man nichts. Die polnischen Teilungen erscheinen als Lappalien, und vom „Protektorat“ gewinnt man den Eindruck, daß es sich dort offenbar ganz gut gelebt habe. Andererseits wird verschwiegen, daß die Zahl der deutschsprachigen Schulen in der CSR selbst nach der Zerstörung der österreichischen Erbschaft (1922) noch in einem Verhältnis zur Kopfzahl der deutschsprachigen Bevölkerung stand, das den Vergleich mit manchen reichsdeutschen Bezirken wohl aushielt. Der Leser kann sich nach der Lektüre dieser „Ostprobleme“ nur wundern, daß die Tschechen nicht begriffen, welche Wohltat ihnen durch ihre lieben Deutschen geschah, und daß die Polen für die Germanisierung so wenig Verständnis aufbrachten. Eine andere Frage ist, ob die hier betriebene Verharmlosung die rechte Art ist, uns und unseren Nachbarn die geplante Rücksiedlung von sechs bis acht Millionen Heimatvertriebenen plausibel zu machen.

Noch minder ist die Schrift von Toppe. Sieht Göttingen die Dinge zu rosig, so ist die Münchner Brille eindeutig braun beschlagen. Was Professor Koch da als deutsche Wissenschaft anpreist, widerlegt nicht eine der Wiskemannschen Thesen, es bestätigt die Auffassung der Autorin vom deutschen Chauvinismus mehr, als uns allen lieb sein kann. Da wird vom „Benesch-Regime“ gesprochen, aus einer Bekanntschaft der Autorin mit dem verstorbenen Hubert Ripka konstruiert Toppe Argumente gegen ihre wissenschaftliche Zuständigkeit, und daß Dr. Wiskemann angeblich nicht im Who's Who stehe, soll die Belanglosigkeit ihrer bisherigen Leistung beweisen. Was umso lächerlicher wirkt, als man natürlich Toppe dort nicht findet.

Der Göttinger Kreis wird von der Bundesregierung subventioniert, den „Toppe“ bezahlte die Wirtschaft. Schon warnt Hans Lipinsky (FAZ, 5. 2. 58) davor, daß die Dokumentation, die über das „Generalgouvernement“ in Vorbereitung ist, sich zu einer Dokumentation der „deutschen Leistung“ aus-

wachsen könne. Verwunderlich wäre das nicht. Es ist hierzulande schon mehr Steuergeld für Zwecke ausgegeben worden, die dem Staatsziel zuwiderlaufen, als dieses.

Schneemann mit Hintergrund

Bremen war in diesem Winter eine wichtige Stadt. Die Europa-Union hielt dort eine viel beachtete Tagung ab. Rudolf Alexander Schröder feierte in seiner Vaterstadt seinen 80. Geburtstag. Paul Celan, unter den jüngeren Dichtern deutscher Sprache einer der tiefsten, erhielt bei dieser Gelegenheit einen verdienten Preis überreicht. Und dann war da noch die Geschichte mit dem Schneemann, die zwar auf den ersten Blick gar nicht so wichtig, aber bei genauerer Betrachtung doch des Aufhebens wert erscheint — nicht des Aufhebens auf dem Marktplatz, wohl aber im Gedächtnis; denn jener Schneemann hat Hintergrund. Er stand, ehe ihn das Tauwetter übermannte, auf dem weiten Platz vor dem Bremer Hauptbahnhof und war das Werk von Taxifahrern, die sich ihre Wartezeit damit vertrieben, aus den heuer ganz ungewöhnlich reichen Schneemengen einen überlebensgroßen Mann zu bilden. Sie schmückten ihn mit einem alten Filzhut, doch schien ihnen das bald nicht genug zu sein. So hingen sie ihm denn ein Schild vor den Bauch, auf dem in großen Buchstaben zu lesen stand: „Ich bin stolz, kein Soldat gewesen zu sein.“ Es handelte sich also offenbar nicht um einen preußischen Schneemann, ein solcher hätte ja in der Freien und Hansestadt Bremen ohnehin nichts zu suchen gehabt. Schließlich mußten wir ja fast gleichzeitig in der nicht minder freien Hansestadt Hamburg erleben, wohin es führt, wenn „Preußen“ ganz ungebeten — und sei es auch nur als Schutz und Begleitung eines hohen Generals — ins Rathaus eindringen; der Ärger hallte bis in den Bundestag! Nein, der Schneemann in Bremen war unverkennbar hanseatischer Herkunft und zudem ein eingeleiteter Zivilist, der seine diesbezügliche Überzeugung freimütig aussprach. Das hätte er allerdings besser nicht getan, denn schon nahte ein Offizier der Bundeswehr, blieb stehen, las das Schild — und nahm Anstoß. Er verlangte, daß dieses Ärgernis alsbald beseitigt werde. Ob nun die Taxifahrer jedem Streit abhold waren, ob sie als gute Deutsche hinter der Uniform sogleich die Obrigkeit vermuteten, jedenfalls zögerten sie nicht, das Schild zu entfernen. Zwar blieb der Schneemann Zivilist, aber sagen durfte er's nicht mehr. Ruhe und Ordnung in der Freien und Hansestadt waren wiederhergestellt.

Ein hübscher Scherz, nicht wahr? Oder doch etwas mehr? Man stelle sich einmal vor, jene Taxifahrer hätten ihren Schneemann etwas anders ausstaffiert und ihm dazu eine Mitteilung angeheftet, wie sie vor einiger Zeit auf Werbestempeln der kanadischen Post zu lesen war: „L'armée vous réserve les plus belles années de votre vie — Enrolez vous!“ (Die Armee bietet Ihnen die schönsten Jahre Ihres Lebens — Treten Sie ein!) Die vorübergehenden Bürger hätten in dem Schneemann dann vermutlich eine neuartige Werbung der Bundeswehr erblickt. Nun nehme man einmal an, ein sehr zivilistisch denkender Bürger Bremens wäre des Weges gekommen und hätte den Mut aufgebracht, von den Taxifahrern zu verlangen, sie sollten das Schild entfernen, weil es ihn störe. Ob er damit wohl Erfolg gehabt hätte? Ob sich nicht gar ein berufener Hüter der öffentlichen Ordnung vor das Schild gestellt hätte, um es vor so verwerflichen Anschlägen böser Zivilisten zu schützen?

Von hier aus öffnet sich der Blick auf den Hintergrund, vor dem der Bremer Schneemann stand. Gewiß gibt es hierzulande Bürger, denen ihre Militärzeit nie wieder erreichbarer Höhepunkt ihres Lebens war. Warum schließlich nicht? Die Menschen sind verschieden. Weil sie verschieden sind, gibt es aber auch andere Bürger, denen das Soldatsein ein Greuel war, oder die froh sind, nie zum Militär gemußt zu haben. Warum dürfen nur die einen ihre Gefühle öffentlich bekunden, die andern aber nicht? — Machen wir aus einer Mücke einen Elefanten? Falls es so wäre — falls nicht an solchen kleinen Randerscheinungen der Zustand der Gesellschaft manchmal deutlicher wird als anderswo — träfe dieser Vorwurf wohl eher jenen beflissenen Offizier der Bundeswehr, der das Schild entfernen ließ. Leider wird sein Name nicht überliefert, sonst sollte er das Großkreuz eines Faschingsordens erhalten, mit dem alljährlich Höchstleistungen auf dem Gebiet des tierischen Ernstes anerkannt werden.

Organisierte Feindseligkeit

Der geneigte Leser möge nicht glauben, daß diese Überschrift versehentlich aus dem Januar-Heft übernommen worden sei, wo wir uns unter ihr mit einem einzelnen Punkt aus *George Kennans* Vorschlägen für die Lösung der deutschen und mitteleuropäischen Frage beschäftigt hatten. Damals hatten wir die Überschrift zudem mit einem Fragezeichen versehen, weil uns jener Punkt — die Organisation zivilen Widerstandes als vorbeugende Abwehr eines sowjetischen Angriffs — unter anderen fragwürdig erscheint. Wenn wir uns hier nun abermals mit *George Kennan* beschäftigen, so können wir das Fragezeichen getrost weglassen; denn es ist kein Zweifel, daß seine politischen Widersacher eine organisierte Feindseligkeit gegen ihn inszeniert haben.

Zu einem „Fall Kennan“ haben sich die im Herbst 1957 gehaltenen Rundfunkvorträge des amerikanischen Diplomaten und Historikers eigentlich erst durch die Reaktion ausgewachsen, die Kennan in Europa und Amerika hervorgerufen hat. Was war denn eigentlich geschehen? Ein kluger Mann wird von der Britischen Rundfunkgesellschaft eingeladen, die alljährlich gehaltene Reihe der zur Erinnerung an den bisher bedeutendsten Präsidenten dieser Gesellschaft gestifteten Reith-Vorlesungen („*Russia, the Atom and the West*“, London 1958, Oxford University Press. Deutsch: Ullstein Buch 605) zu halten. Nach seinem eigenen Zeugnis hatte Kennan vorher überhaupt nicht daran gedacht, öffentlich zur aktuellen Politik Stellung zu nehmen. Als er es, also angeregt, tat, wirkten seine Worte im geistig-politischen Bereich fast so brisant wie die Atombomben, mit denen er sich teilweise in seinen Vorträgen beschäftigte.

Die Erklärung für dieses überraschende Phänomen liefert nicht die Person Kennans, der sich bis dahin als diplomatischer Fachmann und außenpolitischer Berater seiner Regierung wie auch durch historisch-politische Bücher gewiß einen Namen gemacht hatte, aber doch kaum zu den vordergründigsten Gestalten der Zeitgeschichte gerechnet wurde. Die Erklärung liefert vielmehr die politische Situation, in der diese Vorträge gehalten wurden, und ferner die psychologische Situation vieler, wenn nicht der meisten Menschen in Europa. Die politische Situation wird mit einem einzigen Wort gekennzeichnet: Rü-

stungswettlauf. Zum dritten Mal erlebt die Generation der heute mindestens Sechzigjährigen ein Wettrüsten zwischen den führenden Weltmächten. Jeder von ihnen weiß, wohin Wettrüsten führt, was immer die Absichten der Politiker sein mögen. Was aber vor 1914 viele Politiker noch für ein überschaubares Risiko hielten, was vor 1939 immerhin noch als äußerstenfalls zu bewältigende Aufgabe erschien, kann heute nur das Ende schlechthin bedeuten. Da nun angesichts dieser politischen Situation die Staatsmänner des Westens bisher nicht einen einzigen erfolgverheißenden *politischen* Ausweg gefunden haben, hat sich der meisten Menschen eine an Verzweiflung grenzende Ungeduld und die Überzeugung bemächtigt, daß es so jedenfalls nicht weitergehe, sondern daß neue Vorschläge und Gedanken vonnöten seien.

Weil nun George Kennan, wie immer man über einzelne Punkte seiner Vorschläge denken mag, ganz offensichtlich nicht davor zurückgeschreckt ist, die Dinge wirklich neu durchzudenken, war ihm von vornherein ein starkes Echo sicher. In vielen Punkten hat der Amerikaner nur ausgesprochen, was zumal in Europa zahllose Menschen geahnt oder gedacht hatten, was ja auch andere Politiker — Bevan, Gaitskell, etliche Skandinavier, Gronchi (in Rücksicht auf sein hohes Amt weniger deutlich) oder auf der andern Seite Rapacki — schon vor ihm ausgesprochen hatten. Kennan hat vieles nur neu formuliert und dann in fünf Vorträgen einen Bogen um die gesamte Weltpolitik gespannt. Gewiß hat er eigene Gedanken dazu getan, aber seine bedeutendste Leistung war weniger das Anbieten neuer Ideen als das Zerreißen von Nebelschleiern, die vielen Zeitgenossen den Blick auf den furchtbaren Ernst der Situation bisher noch verdeckt haben. Gerade dieses schonungslose Aufdecken der Gefahren hat ihm aber in Europa und mehr noch im eigenen Lande die Feindschaft vieler Politiker von Rang und Namen zugezogen. Daß ein Privatmann, dazu noch ein politisch Unabhängiger, der niemandem verpflichtet ist als seinem Gewissen, sich hinstellt und ein politisches Programm dieses Ausmaßes vorlegt, ist in den Augen vieler Politiker an sich schon etwas Unerhörtes. Daß dieses Programm — teils ausdrücklich, teils zwischen den Zeilen — den Bankrott der bisherigen Politik oder vielmehr des bisherigen Mangels an politischen Lösungen offenkundig macht, ruft erst recht Widerstand hervor.

Was in den Vereinigten Staaten vor dem Hintergrund eines Wahljahres noch halbwegs erklärlich ist, muß in Europa, das ja doch bei anhaltendem Wettrüsten am härtesten getroffen würde, schlechthin unbegreiflich wirken. Daß ein so bedeutendes Blatt wie die „Neue Zürcher Zeitung“ ein Kesseltreiben gegen Kennan mitmacht und diesen schließlich zu einer Erwiderung in den Spalten der Zeitung zwingt, die einfach überzeugend ist, mag schon Kopfschütteln hervorrufen. Einige deutsche Äußerungen aber werden späteren Betrachtern vermutlich nur als Gradmesser der Verwirrung dienen, in die wir Deutsche in diesen Jahren durch unser eigenes Verschulden gestürzt worden sind.

Ob George Kennan recht oder unrecht hat, wird sich erweisen. Wenn wir aber nicht einmal mehr die Geduld haben, eine von der herrschenden Ansicht abweichende Meinung auch nur willig anzuhören, dann sollten wir nicht mehr daran glauben, daß die Sache der freiheitlichen Demokratie schließlich obsiegen wird.

Danilo Dolci

Die Überschrift könnte auch im Stil der alten Kalendergeschichten lauten: „Wie der arme, aber gottesfürchtige Daniel von seinen Brüdern verraten und von seinen gottlosen Feinden geehrt wurde.“ Dolci ist für viele Italiener das Symbol der Humanität und christlichen Hilfsbereitschaft. Er kämpft seit Jahren gegen die Trägheit des Herzens in einer dem Elend preisgegebenen Gegend, er ist ein tief religiöser Mensch, überzeugter Antikommunist und von unbedingt altruistischer Haltung, weshalb die Herzensträgen ihn zum Kommunisten abzustempeln versuchen. Seinen Rechenschaftsbericht hat Laterza, der tapfere Verleger Benedetto Croce, herausgebracht.

Wer an der Zauerküste Siziliens entlang fährt, ahnt kaum, daß wenige Kilometer hinter dieser Kulisse ein Gebiet unvorstellbarer Not liegt, es ist jenes Bergland, in dem vor zehn Jahren der Bandit Giuliano sein Wesen oder Unwesen trieb. Nach dem Tode Giulianos ist viel über sein Phänomen herumgerätselt worden: in ihm mischten sich Patriotismus, Eitelkeit, Mordlust, Haß auf Reiche und Kommunisten mit missionärer Großzügigkeit. Typen dieser Art sind schon oft aus dem Feuerboden Siziliens gewachsen und dann in die Legende eingegangen. Es steht außer Frage, daß das heimische Elend einen entscheidenden Anteil am Entstehen dieser Piraterie gehabt hat. Das entschuldigt ihn nicht, aber es gibt einen deutlichen Fingerzeig. Kommunistisch infiziert war diese Gegend bisher nicht, obwohl weder der schwerreiche Feudaladel noch die Regierung noch der Klerus etwas gegen die Armut taten.

Danilo Dolci, aus bürgerlicher Sphäre Triests stammend, hatte Architektur studiert; nach seiner Verlobung mit einer wohlhabenden Erbin hatte er eine ebenfalls bürgerlich gesicherte Karriere vor sich. Da geriet er in die Umgebung des Priesters Don Zeno, der die berühmt gewordene Stiftung Nomadelfia zur Erziehung verwahrloster Kinder leitete. Hier erfuhr er von den Elendszuständen in Sizilien. Er reiste hin, studierte die Lage, er gab Zukunftsberuf und Braut auf und begann, in altchristlicher Vorstellung, an der Besserung der Verhältnisse zu arbeiten. Was er vorfand, waren Bergbauern, die buchstäblich nichts hatten. Eine Familie von durchschnittlich fünf Köpfen verdiente mit Kräutersammeln 200 Lire (DM 1,40) pro Tag, das Wasser mußte von der Quelle 400 Meter hinaufgeschleppt werden auf Ziegensteigen, die Wege zu nennen Euphemismus wäre; die einzige sanitäre Anlage war den Carabinieri reserviert. Dolci, selber mittellos, beschaffte Spenden aus den Taschen norditalienischer Freunde. Vergebens wandte er sich an die Behörde; die Pfarrer zuckten die Achseln. 1953 kurz vor den Wahlen, meldete er sich beim Ministerium in Rom. Man versprach: nach den Wahlen schicken wir einige Millionen, aber nach den Wahlen hieß es: unsere Kassen sind leer. Dolci griff zur Selbsthilfe: mit freiwilliger, selbstverständlich unbezahlter Arbeit versuchte er, einen direkten Zugang zum Wasser zu schaffen. Die Carabinieri brachten ein behördliches Verbot. Bittere Worte sind gefallen. Darauf wurde Dolci als Rädelsführer in Ketten abgeführt. Das Tribunal Palermo verurteilte ihn wegen unerlaubter Arbeit auf Staatsboden und wegen Beamtenbeleidigung zu mehreren Monaten Gefängnis. — Die Mittel zur Abhilfe fehlten? Nun, drei Milliarden Lire wurden zur Errichtung einer neuen Votivkirche bei Syrakus ausgeworfen, in einer Zone also, wo Stadt und Dorf überreich mit Kirchen gesegnet sind. Dolci hatte inzwischen eine Bauernwitwe geheiratet, die ihm

keine Lire, aber fünf unmündige Kinder mitbrachte. Er arbeitete weiter. Die Landschaft verehrt ihn wie einen Heiligen. Aber man ließ ihn nicht in Ruhe. Er veröffentlichte einen statistisch fundierten Bericht über Jugendkriminalität und wies darauf hin, daß jugendliche Straßenräuber von ihren Auftraggebern zur Belohnung ins Bordell gebracht wurden. Das Gericht verurteilte ihn in erster Instanz zu Gefängnis — wegen Verbreitung obszöner Schriften! Ein einsichtiger Staatsanwalt fand die dem Gericht völlig neue These, daß zwischen Pornographie und einem wissenschaftlich geführten Wahrheitsbeweis wohl ein Unterschied zu machen sei. Endlich ein Freispruch.

Warum dieser Widerstand? Feudaladel und Klerus fürchten, durch Hebung des Lebensstandard könne Aufklärung ins Land kommen und dadurch ein Einfluß des Kommunismus. Nun geschah das peinliche Satyrspiel: der christliche Antikommunist wurde mit dem Stalinpreis 1957 ausgestattet, Moskau machte sich das Vergnügen, Rom diese moralische Ohrfeige zu versetzen. Aber Rom erklärte, gegen alle Wahrheit, ecco, der Mann ist Marxist! Wundert man sich noch, wenn im Herzen armer Leute das Bildnis des unseligen Väterchens Stalin neben das der Madonna tritt? Den Kommunismus, den man theoretisch bekämpft, läßt man zur Hintertüre wieder herein: Hier geht der Fall Dolci nicht nur die Italiener etwas an.

Siegfried von Vegesack

Siegfried von Vegesack, auf dem väterlichen Gut Blumberghof in Livland geboren, tritt im März in die Reihe der Siebzigjährigen, und nicht nur seine baltischen Landsleute werden herzlich seiner gedenken.

Als die Gestapo ihm gelegentlich einer Haussuchung eine ziemliche Anzahl unerwünschter Bücher wegkonfisziert hatte, meist solche mit Widmungsschriften ihrer unerwünschten Verfasser, erstattete er bei der Staatsanwaltschaft Strafanzeige wegen Einbruchsdiebstahls gegen Unbekannt — denn natürlich hatten die Herren sich nicht vorgestellt. Ein Polizeifunktionär erschien bei ihm und suchte ihn händeringend, zugleich aber bayrisch-jovial, zur Zurücknahme der Anzeige zu bewegen, die ihm nichts als Ungelegenheiten einbringen könne. Er hatte aber nicht mit der Vegesackschen Dickköpfigkeit gerechnet und ebensowenig mit dem Vegesackschen Glück. Vegesack, der bereits eine Schutzhaftperiode hinter sich hatte — er benutzte sie, als befände er sich in einer Sommerpension mit freilich sonderbarer Hausordnung, zu besessener Weiterarbeit an einem Roman — blieb unbittlich, und das Unglaubliche geschah: ein Teil der Bücher wurde diskret an seiner Haustür abgegeben. Vegesack, eigensinnig wie ein Bock, antwortete mit der Erklärung, es seien noch keineswegs alle. Daraufhin kehrte ein weiterer Teil zu ihm zurück, und nur ein kleiner Rest blieb unauffindbar. Große Zeiten verlangen bekanntlich Opfer, und so zog Vegesack die Anzeige zurück.

In jeder anderen Gegend wäre die Sache schief ausgegangen, aber Vegesack hatte nun einmal das Vegesacksche Glück, sich zu Anfang der zwanziger Jahre im Bayrischen Walde niedergelassen zu haben. Er erwarb damals den bei der Burgruine Weißenstein gelegenen Turm und ist im Lauf der Jahre immer fester mit ihm verwachsen. Die Leser seines Romans „Das fressende Haus“ kennen die Umwelt seiner Existenz und die großartige, damals noch recht unberührte Wald- und Berglandschaft, in der er eine neue Heimat fand. Nie

hat er aufgehört, vom Bayrischen Walde und von den „Waldlern“ zu erzählen und zu singen, und seine Schilderungen haben Jahre lang die Leser der Vossischen Zeitung, des Börsencouriers und vieler anderer Blätter entzückt.

Es ist Vegesacks Art, weniger aus der Imagination zu schöpfen als aus der Anschauung und dem eigenen Erlebnis. So sind alle seine Verse, die heiteren und die ernsten, Selbstzeugnisse gelebten Daseins, so haben seine ausgedehnten Reisen durch den südamerikanischen Kontinent in manchen Erzählungen ihren Niederschlag gefunden, und so sind seine Kinderbücher aus dem Umgang mit den eigenen Kindern und Enkeln erwachsen. Vor allem aber verdanken seine baltischen Romane und Geschichten ihre Farbigkeit und Unmittelbarkeit dieser besonderen Seite seiner Begabung. Es ist Vegesacks eigene Kindheit, Jugend, Manneszeit, in der die baltische Tragödie sich spiegelt und die von ihr bestimmt wird. So steht denn der Gesamttitel „Baltische Tragödie“ (Heilbronn, Eugen Salzer) über der Romantrilogie, der er vor wenigen Monaten den „Letzten Akt“ hat folgen lassen.

Frei von unmännlichem Ressentiment, aber nicht unberührt von der Wehmut, die einer geliebten Vergangenheit gebühren mag, verfolgen diese vier Bücher, zu denen sich noch manche, an allerlei Humoren reiche kleinere Erzählungen gesellt haben, den Ablauf des baltischen Schicksals durch ein halbes Jahrhundert bis zu jener aus dem Hitler-Stalin-Pakt erwachsenen Umsiedlung in den sogenannten Warthegau, die das Ende der baltischen Heimat bedeutete. Wir wünschen dem Dichter weiterhin Vegesackschen Eigensinn und Vegesacksches Glück.

Abschied von Charles Morgan

„Der Zug wird abfahren, und damit wird alles zuende sein.“ Mit diesen Worten schließt Charles Morgans letzter Roman „Herausforderung an Venus“, der im Herbst 1957 kurz nach der englischen Ausgabe auch in deutscher Sprache erschienen ist (Deutsche Verlags-Anstalt). Nun wird wirklich alles zuende sein. Gänzlich unerwartet ist Charles Morgan im 64. Jahr seines Lebens von uns gegangen. Ein großer Gentleman ist nicht mehr. Die europäische Literatur hat abermals einen Verlust zu beklagen, dessen Größe nicht ganz leicht abzumessen ist, der aber nicht zuletzt in Deutschland von einer sehr großen Lesergemeinde tief empfunden wird.

Morgan gehört zu der nicht ganz kleinen Schar britischer Schriftsteller, die außerhalb ihres Landes mehr Anklang gefunden haben als auf der heimischen Insel. Die größte Bewunderung ist ihm schon früh in Frankreich zuteil geworden, das ihm bereits 1930 für „Das Bildnis“ den Femina-Vie Heureuse-Preis, einen der angesehensten französischen Literaturpreise, verlieh. Später folgten die Ehrenlegion und die Mitgliedschaft im Institut de France. Mit einer „Ode an Frankreich“ hat Morgan 1942, in Frankreichs dunkelster Zeit, seiner Liebe zu diesem Land bewegenden Ausdruck verliehen. Diese Ode und überhaupt die Parteinahme für Frankreich hat Morgan hierzulande den Ruf eingetragen, daß er für Deutschland wenig übrig habe oder gar unfreundliche Gefühle für uns hege. So wenig wir nun das Recht haben, Charles Morgan unter die betonten Deutschenfreunde zu zählen, so verfehlt wäre es doch, ihm das Gegenteil auch noch über das Grab hinaus nachzurufen. Vielmehr verdient gerade in dieser Abschiedsstunde festgehalten zu werden, daß Charles Morgan

es war, der nicht lange nach der Veröffentlichung seiner Ode an Frankreich seine Landsleute davor gewarnt hat, ihren zu erwartenden Sieg über Deutschland falsch auszulegen. Die Warnung findet sich in einem der Essays, die Morgan damals — freilich nach Sitte der Zeitschrift ungenannt — regelmäßig in der Literaturbeilage der „Times“ veröffentlichte. Die „Deutsche Rundschau“ hat darauf schon 1949 hingewiesen (Helmut Lindemann: Können Dichter helfen?), und es erscheint angebracht, die Erinnerung daran zu erneuern:

„Nicht als Schulmeister gehen wir unter die Deutschen, sondern um uns, bis ihre Weltanschauung sich gewandelt hat, gegen deren Folgen zu sichern. Ihre Weltanschauung wird nicht geändert durch unser Moralisieren, durch unsere Propaganda oder durch irgendeinen der Prozesse, die heuchlerisch Umerziehung genannt werden. Sie kann sich ändern nur durch die Zeit, nur wenn die Gerechtigkeit, Geduld und Festigkeit unserer Verwaltung ihr Gelegenheit zum Wandel geben, wenn die unversöhnliche Generation ausstirbt und wenn ein jüngeres Deutschland anfängt, den Ausdruck seines Genius in etwas anderem als im Kriege zu suchen . . . Einförmigkeit ist nicht die Lösung des Problems, das uns durch die innere Abhängigkeit der modernen Welt gestellt wird. Auch sind wir keine Götter, daß wir von irgendeiner Nation verlangen dürften, nach unserem Gebilde wiedergeboren zu werden.“

Dieses Zitat widerlegt jedoch nicht nur die Behauptung, Charles Morgan sei deutschfeindlich gewesen, sondern räumt auch mit einer weiteren Legende auf: er habe im elfenbeinernen Turm gelebt und geschrieben. Es gibt in der deutschen Literatur unserer Tage nicht viele Dichter oder Schriftsteller, die mit gleicher Intensität am Zeitgeschehen teilnehmen.

Ob Charles Morgan zu den großen Schriftstellern unseres Jahrhunderts gehört, ist eine Frage, die zu beantworten wir der Zukunft überlassen können. Mißt man literarische Größe an der Zahl der Werke, die späteren Geschlechtern noch etwas bedeuten, so wird Charles Morgan das Prädikat eines großen Schriftstellers wahrscheinlich versagt bleiben. Sein Meisterwerk, der 1940 erschienene Roman „The Voyage“ (deutsche Ausgabe „Die Reise“ 1949) — merkwürdigerweise gilt in Deutschland eher „Der Quell“ als seine bedeutendste Schöpfung, was vermutlich mit dem früheren Erscheinen zusammenhängt — dieser unvergeßliche Roman französischen Lebens gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wird vielleicht eines späten Tages neu entdeckt werden. Im übrigen steht aber der Dauer seines Werkes gerade das im Wege, was die Legende vom elfenbeinernen Turm ihm abstreitet: seine enge Bezogenheit auf die Zeit, in der Morgan gelebt hat. Trotz der Tiefe vieler Gedanken — nicht zuletzt auch in den bei uns viel weniger als die Romane bekannten Essays — gründet sich Charles Morgans Anspruch, zu den ersten Schriftstellern seiner Zeit gerechnet zu werden, aber in erster Linie auf die Meisterschaft seiner Sprachkunst. „Seine Prosa gibt der Liebe eine alles umfassende Zärtlichkeit.“ Das hat Paul Valéry gesagt, und kaum irgendwo wird dieses Urteil nachdrücklicher bestätigt als in dem letzten Buch, das wir von Morgan in Händen halten, dieser von Abschiedsschmerz überschatteten Liebesgeschichte der Fiametta Aghinolfi mit dem jungen Engländer Martin Lyghe. „Du hörst nicht gern“, sagt Fiametta dort von der Beherrschung fremder Sprachen, „wenn ein Musikinstrument schlecht gespielt wird.“ Charles Morgan hat das Instrument seiner Muttersprache vollendet gut gespielt. Dafür gebühren ihm Ruhm und Dankbarkeit.

Allgemeine Menschenrechte und politische Selbstbestimmung

Über ihre weltpolitische Wirkungschance

Auf den ersten Blick könnte es so scheinen, als ob über „die weltpolitische Wirkungschance der Menschenrechte“ zu sprechen überhaupt kein Thema sei. Wenn nämlich die Auffassung richtig ist, daß die Menschenrechte ein Teil des Naturrechtes sind, bedürfen sie gar keiner „Chance“ zu ihrer Wirkung, wären einfach existent, würden überall und zu jeder Zeit gelten. Eine solche Argumentation könnte auch darauf hinweisen, daß die Allgemeine Deklaration der Menschenrechte am 10. Dezember 1948 von der umfassendsten politischen Organisation unserer Welt, von den Vereinten Nationen, beschlossen worden ist. Überdies geschah das nicht durch ein beliebiges, in seiner Zusammensetzung und Verfahrensweise unter den Nöten der alltäglichen Politik leidendes Organ dieser Organisation, sondern durch ihr höchstes. Die Generalversammlung ist es gewesen, die wie kein anderes Gremium des Völkerrechts den Stand der politischen Kräfte in der Welt objektiv wiedergibt; sie hat diesen Beschluß ohne Gegenstimmen gefaßt.

Leider liegen die Dinge viel schwieriger. Schon im geschlossenen Rechtsleben eines Staates, das von einem historisch gewordenen Rechtsbewußtsein getragen und durch ein starkes Rechtsgefühl ununterbrochen erneuert wird, ist der Weg vom Rechtssatz über die Rechtsnorm zur Rechtswirklichkeit weit, oft schwerfällig und immer mühselig. Für die heute 82 Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen kann ohne weiteres ein Gefälle der sozialen und zivilisatorischen, der ethischen und moralischen Begriffe und Urteile vorausgesetzt werden, in dem der Freiheits- und der Gleichheitssatz der Menschenrechte ganz verschiedene Gestalt annehmen. Trotzdem gibt es zwei elementare Kräfte der Menschheit, die eine Weltgeltung der Grundrechte garantieren: politisch die Ablehnung diktatorischer Staatsgewalt, gesellschaftlich den Drang nach sozialer Befreiung.

Allerdings muß man zwischen reeller und potentieller Wirkungschance unterscheiden. Wenn die französische Verfassung von 1946 das Bekenntnis zu den Ideen von 1789 an die Spitze stellt, wenn die Menschen- und Bürgerrechte in der deutschen Verfassungsgesetzgebung seit 1946 einen absoluten Vorrang genießen, wenn die indische Verfassung von 1950 die Menschenrechte in einer geradezu beispielhaften Detaillierung vor den Staatsorganen behandelt, wenn die Einzelgesetzgebung des Staates Israel eine „constitution by evolution“ schafft und die neueste amerikanische Gesetzgebung über Bürgerrechte sich diesem Zuge der Entwicklung anschließt, so ist das eine Realität der Menschen- und Bürgerrechte, wie sie die Welt bisher an quantitativer Ausdehnung und qualitativer individueller und gesellschaftlicher Tiefenwirkung nicht besessen hat. In der Folge wird die freie Welt mit äußerstem In-

teresse beobachten müssen, wie das nachstalinistische Rußland im allgemeinen Teil des Strafrechtes, im Strafprozeß, im Arbeitsrecht, im Familienrecht — diese Wandlungen sind bis jetzt konkret erkennbar — die Menschenrechte, insbesondere den Freiheitssatz, aus einem Verfassungsversprechen zur Lebenswirklichkeit erhebt.

Die potentielle Wirkung der Menschenrechte vollzieht sich im Bereich der Ideologie. Die Rechtsprechung der höchsten Gerichtshöfe, die Konventionsentwürfe der Vereinten Nationen zur Sicherung politischer und sozialer Rechte, die innere Entwicklung der Organisation der Staaten Amerikas — bekannter unter dem alten Namen Pan-Amerikanische Union —, die Beratungen und die Beschlußfassung der Interparlamentarischen Union sind, um nur einige Beispiele von vielen zu nennen, Beweise genug für die Auffassung, daß die Idee einer völkerrechtlich garantierten Rechtsordnung der Menschenrechte nicht mehr von der Tagesordnung des internationalen politischen Lebens verschwinden wird.

So können beide Formen der weltpolitischen Wirkungschance zu einer internationalen Integration der moralischen Kräfte führen, einer Integration, die umso notwendiger ist, als mit jedem zahlenmäßigen Anwachsen der Vereinten Nationen das Christentum mit seiner säkularisierten mittelalterlichen Ethik mehr in die Minderheit gerät und die Entstehung einer neuen internationalen Moral unabweislich wird.

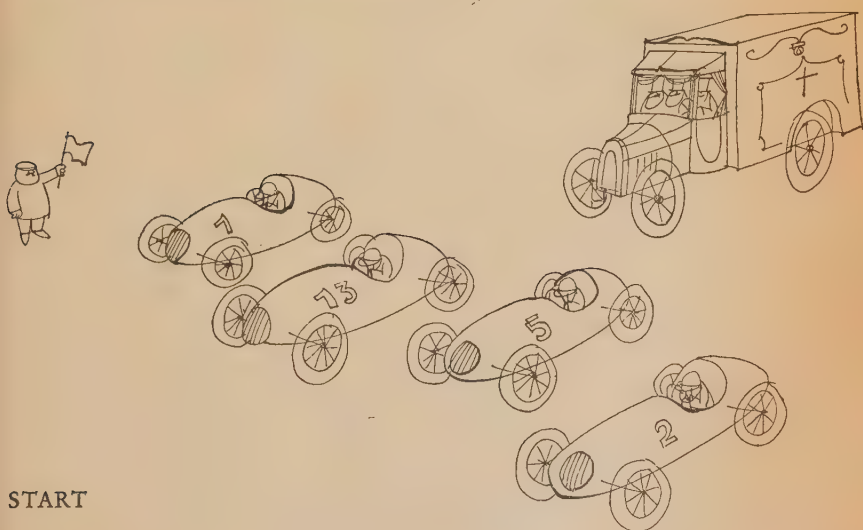
Wenn es gelänge, die Allgemeine Deklaration der Menschenrechte durch eine Konvention, das heißt, einen völkerrechtlichen Vertrag über die Anerkennung der Menschenrechte durch alle Vertragspartner, zu ergänzen, wäre die Lage vollkommen anders. Denn eine solche Konvention würde statt — wie bisher — der Staaten allein, nun auch den einzelnen Menschen zum Völkerrechtssubjekt machen. Man muß sich aber der Tatsache beugen, daß dem große Schwierigkeiten entgegenstehen.

Die Aufnahme von Menschenrechten politischen und ökonomischen, sozialen und kulturellen Inhalts in die Konvention würde uns vor das Problem stellen: Kann es außer den individuellen Menschenrechten kollektive geben? Das führt zu der weiteren Frage, ob in unserer Zeit nicht die Menschenrechte im Sinne des 18. Jahrhunderts, die man als klassische zu bezeichnen pflegt, nur durch eine gewisse Soziabilität verwirklicht werden können. — Die Generalversammlung der Vereinten Nationen hat den Auftrag an die Menschenrechts-Kommission, nach der Deklaration eine Konvention der Menschenrechte auszuarbeiten, zurückgenommen und ihn durch die Anweisung ersetzt, zwei getrennte Konventionen, eine für politische und eine für soziale Rechte, vorzulegen. Dem ist die Kommission nach umfangreichen Vorarbeiten, die sich unter anderem auf die Untersuchung erstreckten, ob und inwieweit es in unserer Welt noch Sklaverei und Zwangsarbeit gibt, schon 1954 nachgekommen. Der Wirtschafts- und Sozialrat hat den Entwürfen zugestimmt. Dagegen ist es bis heute nicht gelungen, sie von der Generalversammlung verabschieden zu lassen. Nachdem schon im ersten Stadium dieser neuen Entwicklung seitens der Vereinigten Staaten von Amerika erklärt worden ist, sie würden solche Konventionen nicht ratifizieren, und die sowjetische Welt jede Diskussion eines

möglichen Konventionsinhaltes zwar reichlich zur Propaganda benutzt, aber kein Interesse an einer Beschlußfassung zeigt, ist auch in Bälde nicht mit ratifikationsreifen Konventionsentwürfen zu rechnen. Damit bleibt die Frage einer durch Vertrag rechtlich fixierten Wirkung der Menschenrechte weiter in der Schwebe.

Doch selbst wenn das Projekt zweier Konventionen zur Ausführung der Deklaration von 1948 durch einen Beschluß der Generalversammlung der Vereinten Nationen realisiert werden sollte, eröffnet sich neu das Problem der Ratifikation. Nimmt man an, daß zum Inkrafttreten einer Konvention — wie 1954 vorgesehen — die Ratifikation durch mindestens 20 Staaten erforderlich ist — eine Zahl, die heute wahrscheinlich wegen der Vermehrung des Mitgliederbestandes der Vereinten Nationen zu erhöhen wäre —, so wird eine weltpolitische Wirkung der Menschenrechte nur dann eintreten, wenn sich darunter nicht fast ausschließlich kleine, sondern vor allem die Großmächte befinden. Zudem besteht die Gefahr, daß die einzelstaatlichen Ratifikationsgesetze mit Vorbehalten belastet werden, die in wesentlichen Punkten den Inhalt der Menschenrechte einschränken. Schließlich involviert die eventuelle Errichtung einer internationalen Institution, wie sie der Konventionsentwurf für die sozialen Menschenrechte in einer UN-Kommission vorsieht, die Fragen nach der Methode der Besetzung der internationalen Behörde, dem Verfahren und der Vollstreckbarkeit ihrer Beschlüsse. Zusammenfassend muß also gesagt werden: es ist politisch, institutionell, materiell-rechtlich und verfahrensrechtlich fraglich, ob auf dem eingeschlagenen Wege Fortschritte möglich sind.

Diese und andere Überlegungen haben zu dem Ergebnis geführt, daß es wirkungsvoller sei, einzelne, die Menschheit tragisch bedrängende Fragen in Teilkonventionen zu regeln. Noch immer ist der Schrecken nicht gebannt, daß eine zahlenmäßig kleine Bande von Menschheitsverbrechern Millionen



rassisch, religiös und politisch verfolgen und mit kalter Überlegung technokratisch ausrotten konnte. Gegen die Wiederholung eines solchen Verbrechens wendet sich die Konvention über den Gruppen- oder Völkermord vom 28. Mai 1951, der die Bundesrepublik durch Gesetz vom 9. August 1954 beigetreten ist. Diese Konvention ist von der übergroßen Mehrheit der Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen ratifiziert worden. Sie ist in Kraft. — Ähnlich verhält es sich mit dem UN-Abkommen über die Rechtsstellung der Flüchtlinge. Die Bundesrepublik hat einen wichtigen Teil seiner Vertragsnormen durch das Gesetz über die Rechtsstellung heimatloser Ausländer vom 23. April 1951 vorausgenommen und das Abkommen selbst durch Gesetz vom 1. September 1953 ratifiziert. Auch dieses Abkommen ist in Kraft. Erkennt man die Tatsache an, daß es in der ganzen Welt etwa 50 Millionen Flüchtlinge gibt, so kann die Zusicherung von Menschenrechten an diese Unglücklichen nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Freilich kommt es darauf an, wie die Mitgliedsstaaten diese Konventionen auszuführen. Das ist stets eine politische Frage. Seit 1945 ist die Forderung nach der Justiziabilität der Menschenrechte nicht verstummt, nach der Schaffung internationaler Instanzen, die die Menschenrechte effektiv schützen, ihre Beachtung erzwingen und ihre Verletzung bestrafen können. Das wenigstens institutionell erreicht zu haben, ist der große Fortschritt der Europäischen Konvention zum Schutze der Menschenrechte und Grundfreiheiten vom 4. November 1950. Sie sieht eine Kommission für die Erledigung von Beschwerden und einen Gerichtshof für die Urteilsfindung bei Streitigkeiten vor. Die Kommission hat ihre Tätigkeit aufgenommen und bereits zehn Tagungen abgehalten. Der wichtigste Gegenstand ihrer Bemühungen dürfte die Ausübung der britischen Herrschaft über Zypern sein. Hier stießen in England selbst innerhalb der regierenden Konservativen Partei internationales Rechtsdenken im Sinne der Menschenrechte und koloniale Machtpolitik aufeinander. Während die Vertreter der letzteren die Prüfung bestimmter Maßnahmen des britischen Gouverneurs auf Zypern durch die Europäische Menschenrechtskommission für eine Beleidigung Großbritanniens hielten, erklärten die progressiven Konservativen, daß diese Rechtskontrolle im Interesse des britischen Ansehens zu begrüßen sei. Wie ein schwarzer Schatten steht daneben Algerien — Frankreich kann lediglich vorbringen, daß es rechtlich nicht gebunden ist; denn es hat, obwohl es 1949 Initiator der europäischen Menschenrechte gewesen ist, als einziger Mitgliedsstaat des Europarates die Konvention bis heute nicht ratifiziert. Schließlich hat jede Institutionalisierung der Menschenrechte nur dann Wert, wenn sich auch die verurteilte Partei beugt. Das Verhalten der Südafrikanischen Union gegenüber dem Internationalen Gerichtshof in der Frage der Rassentrennung zeigt, daß ohne eine staatsrechtlich fundierte, ökonomisch und sozial gesicherte Garantie des Gleichheitssatzes die Menschenrechte in einem politisch leeren Raum schweben.

Deshalb kommt es für einen Fortschritt in der weltpolitischen Verwirklichung der Menschenrechte darauf an, daß die Demokratie im Sinne der Selbstbestimmung an Boden gewinnt. Der große juristische Fortschritt vom Liberalismus zur Demokratie liegt ja unter anderem darin, daß ein Recht, welches einem Einzelnen zusteht, auch von mehreren gemeinsam ausgeübt werden darf, ohne dadurch zu Verschwörung oder Hochverrat zu werden.

Das ist die Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, der Nationen, der Nationalitäten, der ethnischen, religiösen und sozialen Minderheiten. Der politische Konventionsentwurf der Vereinten Nationen stellt das Selbstbestimmungsrecht, dessen Inhalt im einzelnen zwar noch sehr umstritten wird, an die Spitze und bringt dann die Errichtung eines überstaatlichen Ausschusses für Menschenrechte zur Sicherung von persönlichen, politischen und sozialen Bürgerrechten. Dabei haben sich die Vereinten Nationen an das Zusatzprotokoll der Europäischen Menschenrechtskonvention vom 20. März 1952 angelehnt, sind aber nicht so weit gegangen wie die Straßburger Gremien. In ihrem Konventionsentwurf fehlt die Verpflichtung der Mitgliedsstaaten, in angemessenen Zeitabständen freie und geheime Wahlen abzuhalten und die freie Meinungsäußerung des Volkes dabei zu gewährleisten. So ging es schon in Straßburg, wo der Ministerrat das ursprünglich von der Beratenden Versammlung vorgeschlagene Recht auf Bildung einer Opposition nicht akzeptiert hat.

So viel auch im Gegensatz zur grauenhaften Verwilderung des Völkerrechtes unter den Diktaturen seit 1945 erreicht worden ist — die politische Chance der Menschenrechte ist noch lange nicht ausgenutzt; sie wird das erst sein, wenn die Kodifikation des Völkerrechtes mit den Menschenrechten beginnt.

MÄRZ

März!

Schnee im Sonnenbrand,
flimmernd weißes Land,
makellos vom blauen Himmel überspannt!
Horch: schon gluckert es verstohlen in den Gräben,
und am Grabenrand
heben
sich die ersten grünen Hälmdchen himmelwärts.

März!

Schnee und Eis zerbricht.
An entblößten Sonnenhängen
drängen
Schneeglöckchen und Krokus sich ans Licht.
Weidenkätzchen an den nackten Zweigen dicht
aufgereiht wie Silbertropfen hängen.
Und mit jedem Tage wächst das Licht.

März!

Aufgestoßen ist das Tor.
Immer höher schwingt die Sonne sich empor.
Und schon bricht der Acker unterm Schnee hervor,
schwarz und schwer.
Licht und Erde werden täglich mehr,
kommt der März
daher.
Herz —
was willst du mehr?!

Friedrich von Vegesack

Der Peronismus ist noch immer eine Gefahr

Für Lateinamerika ist die Tatsache äußerst ungewöhnlich, daß der Peronismus noch heute, zwei Jahre nach dem Sturze des einstigen Diktators, eine ernsthafte Bedrohung der argentinischen Republik darstellt, ja sogar bei den für den 23. Februar 1958 festgesetzten Präsidentschaftswahlen als „Zünglein an der Waage“ eine ausschlaggebende Rolle spielen kann. Denn politische Ideen sind auf diesem verkehrsmäßig wenig erschlossenen Halbkontinent mit seinen durchschnittlich 60 Prozent Analphabeten und großen Bevölkerungsgruppen, die am politischen Prozeß überhaupt nicht teilnehmen, im allgemeinen sehr kurzlebig. Die lateinamerikanischen Parteien mögen zwar für europäische Ohren vertraut klingende Namen tragen, wie etwa Konservative, Liberale, Sozialdemokraten, Radikale oder Republikaner. Aber sie haben sonst mit den gleichnamigen Parteien in Europa nichts gemeinsam. Sie sind vielmehr wirtschaftliche Interessengruppen, ohne ein klar umrissenes innen- oder außenpolitisches Programm, die sich um einen Führer scharen. Wird dieser Führer durch einen Rivalen oder das Militär gestürzt, so zerfällt die Partei in der Regel sehr rasch, wird zu einer politisch amorphen Masse, die auf den nächsten „Caudillo“ wartet, um sich dann erneut um ihn herum zu kristallisieren.

Natürlich gibt es auch Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Wie etwa die zahlenmäßig kleinen, aber festgefügtten Kader der kommunistischen Parteien Lateinamerikas, deren führende Funktionäre ja teilweise in der Sowjetunion oder anderen Ostblockstaaten geschult wurden. Oder wie schon erwähnt die „Perónistas“, die heute noch gemeinsam mit linksradikalen Kräften 62 der insgesamt 94 argentinischen Gewerkschaften kontrollieren und mit mindestens zwei Millionen Stimmen über ein Fünftel der argentinischen Wählerschaft stellen.

Aber die Sonderstellung der „Perónistas“ erklärt sich durch die Außenseiterrolle Argentiniens. Gegenüber ausländischen Besuchern behaupten die Argentinier gerne, daß sie „die einzige weiße Nation Amerikas südlich von Kanada“ seien! „Unser Volk“, so erklärte ein argentinischer Staatsmann einmal allen Ernstes, „ist die größte Nation Lateinamerikas in derjenigen Beziehung, auf die es ankommt!“ Das heißt hinsichtlich seiner weißen Hautfarbe. Völlig überzeugt davon, daß der Europäer allen anderen Rassen überlegen ist, haben die Argentinier lange das Vorhandensein anderen Blutes in ihren Adern verschwiegen. Noch 1920 wurden beispielsweise die offiziellen Resultate der Volkszählung dahingehend verfälscht, daß Mestizen, also Argentinier europäisch-indianischer Herkunft, als „Weiße“ geführt wurden. Die Einwanderung von Afrikanern oder Asiaten hat die sonst sehr großzügige argentinische Einwanderungsgesetzgebung von jeher unmöglich gemacht. Nahezu 90 Prozent der 20 Millionen Argentinier sind somit reinblütig europäischen Ursprungs. Die indianische Urbevölkerung wurde im Süden des Landes ausgerottet, im Norden absorbiert. Neun Prozent der Bevölkerung sind daher Mestizen und knapp zwei Prozent reine Indios, die vor allem in den Andenprovinzen leben, aber politisch nicht ins Gewicht fallen. Argentinien und Chile

sind hiermit die einzigen lateinamerikanischen Staaten, in denen der Kleinbauer, die „Peones“, d. h. die Landarbeiter, und alle Schichten der Arbeiterschaft vom hochqualifizierten Fabrikarbeiter über den Bergwerkskumpel bis zum Straßenkehrer in Buenos Aires europäischer Herkunft sind.

In einem derartigen Land konnte in unserem Jahrhundert der herkömmliche „Caudillo-Typ“ wenig Anklang finden, und Perón war ja auch für Lateinamerika eine neuartige politische Erscheinung. In Anlehnung an Faschismus und Nationalsozialismus nannte er sich oft „El Lider“, der Führer. Hinsichtlich der Organisation seiner Partei hatte er viele Anleihen bei den Faschisten und Kommunisten gemacht. Das dubios unklare und verwaschene Programm seines „Justizialismus“, was man wohl am besten mit „sozialer Gerechtigkeit“ übersetzt, enthält neben faschistischen Thesen auch Anleihen vom Syndikalismus, dem Sozialismus Proudhons und Marxismus. Peróns frühere und heutige Anhänger waren auch nicht, wie es in den anderen lateinamerikanischen Staaten gewesen wäre, analphabetische Landarbeiter, denn Argentinien zählt nicht einmal 15 Prozent Analphabeten. Es war in erster Linie das Städtische Proletariat, die sogenannten „descamisados“ — wobei zu bemerken bleibt, daß dieser perónistische Ausdruck „die Hemdlosen“ angesichts der guten Kleidung der argentinischen Arbeiter übertrieben ist.

Perón selbst bezeichnete den „Justizialismus“ als einen „Faschismus, der von den Irrtümern Mussolinis gereinigt sei“, als eine dritte Position zwischen Kapitalismus und Kommunismus. „Weder Moskau, noch Wall Street“ war sein Slogan, und zum fünften Jahrestag des „Marsches der Hemdlosen auf Buenos Aires“, am 17. Oktober 1950, erklärte er auf der Plaza de Mayo unter anderem: „Der Perónismus ist in seiner Essenz demokratisch. Aber alle politischen Parteien sind anti-demokratisch, und daher nicht perónistisch! . . . Der Perónismus erkennt nur eine Bevölkerungsklasse an, diejenigen, die arbeiten. In unserem neuen Argentinien ist die Arbeit ein Recht, denn sie verleiht dem Menschen Würde. Sie ist eine Pflicht, weil es nur gerecht ist, daß ein Mensch zumindest das selbst erzeugt, was er verbraucht . . . Politik ist für den Perónismus kein Ziel, sondern nur das Mittel, um das Beste für unser Land zu erreichen: das Glück seiner Söhne und den nationalen Ruhm. Die zwei Arme des Perónismus sind soziale Gerechtigkeit und soziale Wohlfahrt. Mit ihnen umarmen wir das Volk in Gerechtigkeit und Liebe! . . .“

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Perón viele seit langem überfällige Sozialreformen vorgenommen hat. Er hat die Schuldbefreiung des Landarbeiters verwirklicht und auch die Lebensverhältnisse der städtischen Arbeiterschaft wesentlich verbessert. Unter seinem Regime entstand ein mächtiger Gewerkschaftsbund, die CGT, es wurde eine Sozialversicherung geschaffen, sowie Krankenkassen, Erholungs- und Kinderheime für Arbeiter, gesetzliche Mindestlöhne, ebenfalls gesetzlich geregelte Arbeitszeiten oder billige Arbeiterwohnblocks und vieles andere mehr, was die vorhergehenden Regierungen versäumt hatten.

Aber der argentinische Arbeiter wußte nicht, mit welchen Mitteln diese Reformen durchgeführt wurden. Er wußte nicht, daß die Gelder aus widerrechtlichen Beschlagnahmungen und Enteignungen stammten, aus Erpressungsmanövern gegenüber in- und ausländischen Firmen, oder aus dem Abbau der

vor Perón anderthalb Milliarden Dollars betragenden Auslandguthaben. Es war ihm nicht bekannt, daß er seinen höheren Lebensstandard mit einer Auslandsschuld von 15 Milliarden Pesos und einer Inlandsschuld von 70 Milliarden Pesos bezahlte oder einer Teuerung von 1011 Prozent seit 1943. Oder daß die Produktion während der zehn Jahre perónistischer Herrschaft nur um kümmerliche dreieinhalb Prozent gestiegen war, daß die Getreideausfuhren auf die Hälfte ihrer normalen Höhe zurückgingen, weil die Weizenanbaufläche von den vorperónistischen achteinhalb Millionen auf vier Millionen Hektar geschrumpft war. Oder daß der Peso in seiner Lohntüte, einst eine der stabilsten Währungen Lateinamerikas, immer mehr an Wert verlor und heute mit 37 Pesos für einen Dollar gehandelt wird. Diese unangenehmen Wahrheiten werden dem argentinischen Arbeiter heute von der Regierung Aramburu mit nüchternen Worten gesagt. Man versucht, ihm zu erklären, daß Argentinien zu wenig produziert und daher jährlich seine Auslandsschuld um 250 Millionen Dollars vermehrt.

Generalmajor Pedro Aramburu, der den General Lonardi wegen seiner Kompromißbereitschaft gegenüber den Perónisten nur wenige Wochen nach dem Sturz Peróns als Staatspräsident ablöste, ist eine für Lateinamerika ungewöhnliche Erscheinung. Selbst seine entschiedensten Gegner, die Kommunisten und Perónisten, haben nie gewagt, ihn der Korruption oder der „Vetterliwirtschaft“ zu verdächtigen. Für die Integrität und Verfassungstreue dieses sympathischen Berufsmilitärs spricht die Tatsache, daß eine seiner ersten Verordnungen untersagte, daß er oder irgendein anderer führender Angehöriger der gegenwärtigen Militärregierung bei den kommenden Parlamentswahlen kandidieren oder in einer zukünftigen argentinischen Regierung ein Amt innehaben dürfe. Aramburu, der übrigens vor kurzem mit direkt jungenhafter Freude als erster Staatschef der Erde in einem amerikanischen Düsenjäger die Schallgrenze durchbrach, hat auch während der letzten Wochen jedes Angebot strikt abgelehnt, daß er im Hinblick auf die Gefahr einer neuerlichen perónistischen Durchsetzung Argentiniens seine Amtszeit über den 20. Juni 1958 hinaus ausdehne, dem Tag, an dem die erste seit Peróns Diktatur demokratisch gewählte Regierung ihr Amt antreten soll.

Es gäbe wohl nur einen Grund, der Aramburu zur erneuten Übernahme der Macht veranlassen könnte, die Rückkehr Juan Domingo Peróns nach Buenos Aires. In diesem Falle würden die Streitkräfte aller Voraussicht nach noch einmal zuschlagen. Aramburu sah und sieht seine Aufgabe allein in der Liquidierung des perónistischen Erbes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Politisch war es die Auflösung der perónistischen Partei und aller ihrer Nebenorganisationen, sowie der einst von „Evita“ geführten mächtigen „Arbeitsfront“, des perónistischen Gewerkschaftsbundes CGT. In rechtlicher Hinsicht setzte Aramburu die perónistischen Sondergesetze außer Kraft, bemühte sich um eine Rückerstattung des von den Perónisten gestohlenen Eigentums und eine Reform der durch Perón abgeänderten Verfassung, um die zukünftige Machtergreifung eines Diktators zu verhindern. Die größten Widerstände hatte die Militärregierung allerdings auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet zu überwinden. Hier galt es, die Auslands- und Inlandsschuld zu liquidieren, Inflation und Teuerung zum Stillstand zu bringen und den Peso zu stabilisieren. So wurden beispielsweise die im vergangenen Jahr

abgeschlossenen Gesamtarbeitsverträge von Aramburu um ein Jahr verlängert, in denen die Regierung den Grundsatz verankerte, daß Lohnerhöhungen nur bei einer entsprechenden Produktionssteigerung gewährt werden könnten. Die Regierung bemüht sich also, durch eine „austerity-Politik“ die wirtschaftliche Gesundung herbeizuführen und zugleich das Volk von der Notwendigkeit einer Produktionserhöhung und der Einführung des Leistungslohnes zu überzeugen.

Aber die Forderung Aramburus, daß Argentinien mehr arbeiten müsse, ist genauso unpopulär, wie die Revolution gegen Perón kein „Volksaufstand“ war. Die patriotischen Militärs, die den Diktator stürzten, entstammten dem Mittelstand, jener breiten Schicht von Argentinern, die zwischen den reichen Landbesitzern und den Arbeitern liegt. Diese Schicht ist zur überwiegenden Mehrheit antiperónistisch wie gleichfalls die „Estancieros“, die Intellektuellen, Studenten und der katholische Klerus. Aber ihre wichtigste politische Partei, die Radikale Union, die einst aus der Bürgerwehr der Freiheitskriege entstand und Peróns erbitterter Gegner war, ist heute in zwei annähernd gleich große Gruppen gespalten, von denen sich die eine Fraktion, die „Intransigenten Radikalen“ unter dem Anwalt Arturo Frondizi, ganz besonders an die perónistischen Wähler wendet. Bezeichnend für die heutige Situation Argentiniens ist die Tatsache, daß auch alle anderen Parteien, von der rechtsstehenden „Konservativen Volkspartei“ bis zu den Kommunisten, die politische Rehabilitierung der geächteten Perónisten als wichtigsten Punkt in ihr Wahlprogramm aufgenommen haben.

Die Tragik der Bemühungen Aramburus und seiner Freunde liegt darin, daß sie versuchen, Argentinien gegen den Willen der Hälfte seiner Bevölkerung zur Demokratie zurückzuführen. Denn den meisten argentinischen Arbeitern liegt nichts an der Demokratie. Sie können sie nicht essen! Sie interessiert allein die Lohntüte. Und wenn sie unter Perón dicker war, so war Perón der bessere Präsident. Diktatur, Korruption und Staatsbankerott spielen dabei für sie keine Rolle. Die „descamisados“ haben auch heute noch nicht vergessen, daß sie zu Peróns Zeiten die bevorzugte Schicht im Staate waren. In ihren Ohren klingt noch immer das Schlagwort nach: „Evita dignifica“, Evita verleiht Würde. Zum ersten Mal in der argentinischen Geschichte war der Arbeiter unter Perón der „menschlichen Würde“ teilhaftig geworden. Er hatte ein kräftiges Selbstbewußtsein und Stolz auf die Zugehörigkeit zu dieser sozialen Schicht entwickeln dürfen. Er war nicht mehr „die Kanaille aus der Gosse“, sondern „der privilegierte Stand des Neuen Argentiniens“.

Aber heute ist die Arbeiterschaft nur eine von mehreren Bevölkerungsgruppen, und die Regierung fordert von ihr, daß sie ihre Interessen für das Wohl des Landes genau so zurückstelle wie etwa das Bürgertum, die Bauern oder die Beamtschaft. Doch das will ein großer Teil der Arbeiterschaft nicht. Vernunft und Patriotismus reichen bei ihnen nicht über den Magen hinaus. So streiken sie, sabotieren und malen an die Mauern von Buenos Aires ihre perónistischen Parolen, wie etwa:

Ladrón o no ladrón,
Queremos a Perón!
Dieb oder nicht Dieb,
wir lieben Perón!

Politischer Wandel in Französisch Afrika

Afrika ist durch den gemeinsamen Markt Europa erheblich näher gerückt. Ein großer Teil des Kontinents, von der Sahara bis über den Kongo hinaus, soll nunmehr mit den Schumanplanländern zu einer engen wirtschaftlichen und wohl auch politischen Gemeinschaft zusammenwachsen. Dieses Werk kann nur dann gelingen, wenn es von allen Partnern mit dem erforderlichen Nachdruck in die Wege geleitet wird, wenn man in der eurafrikanischen Zusammenarbeit nicht ein mehr oder weniger lästiges Anhängsel des gemeinsamen Marktes sieht, sondern eine echte und langfristige politische Aufgabe, eine Grundlage für die zukünftige Rolle Europas in der Welt. Dabei erscheint es wichtig zu verstehen, daß sich die afrikanischen Verhältnisse stark in Fluß befinden. Infolgedessen ist mit den Erkenntnissen, Erfahrungen und Vorurteilen von gestern kaum noch etwas anzufangen. Gleichzeitig mit dem gemeinsamen Markt begann in den französischen Gebieten Zentralafrikas, die für die Zusammenarbeit am stärksten ins Gewicht fallen, ein neuer Start, nämlich der Übergang von der Kolonialverwaltung zur internen Autonomie als Etappe auf dem Wege zur Selbständigkeit. Von diesem Winkel aus müssen nunmehr die afrikanischen Verhältnisse beobachtet werden. Um Mißverständnisse zu vermeiden: die folgenden Ausführungen betreffen in keiner Weise Algerien, noch die beiden unabhängigen, neuen nordafrikanischen Staaten Marokko und Tunesien, sondern ausschließlich Französisch Zentralafrika, d. h. die beiden großen Föderationen Westafrika und Äquatorialafrika, Madagaskar und die beiden Mandatsgebiete Kamerun und Togo. Die anders gelagerten politischen Bedingungen des Belgischen Kongos können ihrerseits in diesem Rahmen nicht gewürdigt werden.

Die Reformen

Zunächst ein kurzer, geschichtlicher Rückblick. Sehr lange vertrat Frankreich in Zentralafrika ebenso wie in Algerien die Assimilationstheorie, die auch den geistigen Hintergrund für die nicht ganz geklärten Vorstellungen über die in der Nachkriegszeit entstandene Französische Union bildete. Die Afrikaner sollten gleichberechtigte Staatsbürger der Französischen Republik werden. Sie erhielten schrittweise das Wahlrecht, zogen in das französische Parlament ein, wurden Minister und sonstige Würdenträger. Paris meinte es mit dieser Anpassung, dieser menschlichen Verschmelzung grundlegend verschiedener Völker, durchaus ehrlich. Nach dieser These mußte der Kolonialismus automatisch der Gleichberechtigung weichen, unter Ausschaltung als überholt und unangebracht angesehener Begriffe wie Autonomie, Unabhängigkeit, Selbstbestimmungsrecht usw. . . . Man bemühte sich, im afrikanischen Menschen einen kleineren Bruder zu sehen, und kam nicht auf den Gedanken, daß eines Tages anstelle der Familienbande ein Vertrags- und Geschäftsverhältnis entstehen könnte, wobei man allerdings den recht schwerwiegenden Irrtum beging, das politische Wachstum des kleinen Bruders allzu lange nicht

zur Kenntnis zu nehmen. Jedenfalls wurden Frankreich die Unmöglichkeiten der Assimilationspolitik noch rechtzeitig bewußt, und man wagte mit überraschender Entschlossenheit den Sprung zur Partnerschaft über ein weitgehendes Reformgesetz, dessen erste Maßnahmen im Herbst 1956 in Kraft traten. Die afrikanische Bevölkerung erhielt damals das Recht, in allen größeren Städten demokratisch und auf einheitlichen Listen mit den anwesenden Europäern, die jede Vorzugstellung verloren, ihre Gemeindevertretungen und ihre Bürgermeister zu wählen. Reibungslos ging die Verantwortung für die Verwaltung aller zentralafrikanischen Städte von europäischen in afrikanische Hände über. Beachtlich war die Selbstverständlichkeit der weiteren engeren Zusammenarbeit zwischen den neuen Bürgermeistern und dem ehemaligen Kolonialapparat. Dieser ersten Etappe folgte Ende März 1957 die freie und direkte Wahl lokaler Parlamente in den acht Ländern der Westafrikanischen Föderation, in den vier Ländern der äquatorialafrikanischen Föderation und in Madagaskar. Die großen Föderationen sind keine natürlichen afrikanischen Staatsgebilde, sondern die Frucht der Kolonialverwaltung. Das politische Schwergewicht liegt unbestreitbar in den einzelnen Provinzen, die mehr und mehr der verwaltungsmäßigen und auch politischen Selbständigkeit zustreben, selbst wenn man dem föderativen Überbau schließlich treubleiben sollte, was vorläufig in afrikanischen Kreisen äußerst umstritten ist. Jedenfalls erfolgt das Experiment der Demokratie und der Selbstverwaltung im kleineren, lokalen Rahmen. Die Vollmachten des französischen Hochkommissars, der für die Geschicke der Föderation verantwortlich ist, sind so vorläufig erheblich größer als diejenigen der ehemaligen Gouverneure, die sich jetzt „Chef des Territoriums“ nennen. Dem Hochkommissar zur Seite steht nur ein indirekt gewähltes Parlament, der große Rat, der aus Vertretern der lokalen Parlamente zusammengesetzt ist. Außerdem gibt es keine föderale Regierung. Madagaskar als Insel, stets eine in sich geschlossene Einheit, nimmt eine Sonderstellung ein, die mit den noch zu erläuternden dort herrschenden politischen Verhältnissen in Zusammenhang steht.

Die lokalen afrikanischen Volksvertretungen wählten im April 1957 stellvertretende Ministerpräsidenten, die ihre Regierungen mit vorwiegend afrikanischen und einigen wenigen europäischen Ministern bildeten. An der Spitze dieser Regierungen steht als Ministerpräsident bis auf weiteres der französische Chef des Territoriums. Es wurde jedoch sehr schnell offenbar, daß die politische Autorität die stellvertretenden afrikanischen Ministerpräsidenten besaßen, zumal da sie ihre Mitarbeiter recht selbständig auswählen und außerdem von ihren Parlamenten gestürzt werden können, so daß bereits jetzt ohne neue Änderung des afrikanischen Reformgesetzes eine deutliche politische Zurückdrängung des Einflusses des französischen Gouverneurs festzustellen ist und der stellvertretende Ministerpräsident praktisch die Rolle des Regierungschefs spielt. Zwischen den einzelnen afrikanischen Regierungen bestehen keine Querverbindungen, d. h. die einzelnen Länder werden selbständig voneinander verwaltet. Die erforderliche Koordinierung erfolgt auf wirtschaftlicher und technischer Ebene, aber nicht politisch, durch die Einrichtungen der Föderationen. Selbst wenn sich Frankreich sehr wichtige Gebiete vorbehielt, wie Verteidigung, Sicherheit, Währung, Diplomatie, Rechtswesen und die Kontrolle der Finanzen, verfügen die lokalen Regierungen über nicht zu unter-

schätzende Machtbefugnisse: Verkehr, Wirtschaftspolitik einschließlich Industrialisierung und ausländischer Investitionen, Schulwesen, Sozialpolitik, Gesundheit und mit gewissen Einschränkungen auch die innere Sicherheit sowie die lokale Verwaltung im weitesten Sinne. Die neuen Minister organisieren ihren jeweiligen Verwaltungsapparat nach eigenem Gutdünken und können die bisherigen französischen Beamten ohne weiteres entlassen sowie afrikanische Beamten einstellen. Es handelt sich demnach keineswegs um Puppenregierungen, die vom französischen Ministerium für Überseesische Gebiete abhängen. Für die ihnen übertragenen Funktionen wurde der bisherige französische Verwaltungsapparat deutlich und endgültig der Zuständigkeit des Mutterlandes entzogen. So gut wie alle höheren französischen Beamten sind im Dienst geblieben und haben sich freiwillig der Autorität der schwarzen Minister unterworfen. Unabhängig hiervon herrscht mit ausdrücklicher französischer Unterstützung das Bestreben, den Verwaltungsapparat möglichst schnell zu afrikanisieren, d. h. eine breitere afrikanische Elite auszubilden und ihr ohne Einschränkung alle Türen zu öffnen.

Togo und Kamerun sind in der politischen Entwicklung den anderen zentralafrikanischen Gebieten etwas voraus. Togo steht mit Zustimmung der Vereinten Nationen, die wohl Ende 1958 das Mandatsverhältnis aufheben werden, vor der Unabhängigkeit im eigentlichen, juristischen Sinne. Seine neue Verfassung einschließlich der mit Frankreich verbleibenden Bindungen, besonders für Außenpolitik, Verteidigung und teilweise Finanzen, wurde durch einen Volksentscheid bestätigt und auch von den Vereinten Nationen bereits grundsätzlich gebilligt. Verantwortlich für die Geschehnisse Togos und Kameruns sind vollberechtigte, lokale Regierungen mit eigenen afrikanischen Ministerpräsidenten, die allerdings beide gleichzeitig noch Mitglieder des französischen Parlaments sind, übrigens ohne die französische Staatsbürgerschaft zu besitzen. Die Selbständigkeit Kameruns ist noch etwas geringer als diejenige Togos; dieser Unterschied sollte aber ausgeglichen werden, ebenso wie die anderen afrikanischen Gebiete zwangsläufig dem großzügigeren Statut Togos und Kameruns zustreben dürften.

Die politischen Grundtendenzen

Zur Beurteilung der afrikanischen Verhältnisse erscheint es zweckmäßig, zunächst einmal einen Überblick über die vorhandenen politischen Kräfte zu geben, um anschließend auf die Verhältnisse in den wichtigsten Gebieten näher einzugehen. Drei Faktoren beeinflussen stark und verwirrend das politische Leben Afrikas. Zunächst befinden sich die politischen Überzeugungen ständig in Fluß. Die einzelnen Persönlichkeiten wechseln sehr leicht die Parteien, die ihrerseits von scharf umrissenen Konturen weit entfernt sind. Den zweiten Faktor bildet die Personifizierung der Politik, d. h. das Übergewicht der Persönlichkeit des Chefs, in Anlehnung an traditionelle Gewohnheiten. Häufig erscheint der politischen Masse ein Name, ein Gesicht wichtiger als Ideen oder ein Programm. Hieraus ergibt sich als dritte Grundlinie die mangelnde theoretische Stellungnahme der afrikanischen Politiker zu den Problemen. Es gibt zwar verschiedene Parteien, aber kaum klar voneinander trennbare Doktrinen. Diese Ungewißheit gilt auch für die afrikanischen So-

zialisten, von denen man mitunter nur sehr schwer sagen kann, weshalb sie sich eigentlich als Sozialisten betrachten.

Weiterhin erscheint die Kenntnis einer sehr eigenartigen politischen Soziologie in Afrika wichtig. Das politische Gerüst bilden zweifellos die Beamten, vom Schrankenwärter bis zur geistigen Elite, verbunden durch ihre materiell gesicherte Stellung und auch durch ein Mindestmaß an Befähigung und Ausbildung. Besonders stark ist der Einfluß der mittleren und oberen afrikanischen Beamten, die innerhalb der Bevölkerung ein übertriebenes Prestige besitzen. Als zweite dünne Oberschicht ist die afrikanische Handels- und Grundbesitzbourgeoisie zu erwähnen, als dritte die Gewerkschaften, die 350 000 Mitglieder in Französisch Zentralafrika zählen und infolgedessen bei der politischen Gleichgültigkeit der breiten Masse eine nicht zu unterschätzende Macht besitzen. Eine Sonderstellung nehmen die demobilisierten Soldaten der französischen Armee ein. In ihren Heimatdörfern verschafft ihnen ihre vermutete Weltkenntnis hohes Ansehen, ebenso wie ihre für afrikanische Verhältnisse beachtliche Pension. Im allgemeinen stehen sie Frankreich innerlich sehr nahe, ebenso wie zwei weitere Kategorien, nämlich die traditionellen und religiösen Chefs. Überraschenderweise gründeten die traditionellen Dorfoberhäupter Ende 1956 auf einem Kongreß in Dakar eine Gewerkschaft, um ihre zukünftige Stellung, die durch die demokratische politische Entwicklung stark eingeschränkt ist, zu verteidigen. Gleichzeitig erklärten sie sich als apolitisch und gaben bekannt, lediglich für ihre Berufsinteressen einzutreten. Offensichtlich legen sie Wert darauf, Beamtenrang zu erhalten.

Alle diese Gruppen bilden lediglich eine dünne Oberschicht. Die Masse der Bevölkerung, d. h. die Bauern, die besonders im Innern der Länder leben, sind bis zum heutigen Tage von der Politik noch nicht erfaßt. Ihr Erwachen wird weitgehend die afrikanische Zukunft beeinflussen, und hierin liegt die große politische Unbekannte des schwarzen Erdteils, während dieses Erwachen im europäischen Sinne ungünstig von einer letzten politisch-sozialen Kategorie, nämlich von den Studenten, beeinflusst werden kann. Es handelt sich hierbei um jenen jungen, leicht zum Radikalen geneigten Teil der Elite, der in der gärenden Nachkriegszeit häufig unter kommunistischem Einfluß in Frankreich ausgebildet wurde und jetzt langsam in die Heimat zurückkehrt, wo es ihm aus den verschiedensten Gründen schwer fällt, sich wieder einzuleben, so daß diese Studenten meistens abseits der Politik stehen, was bei dem Mangel an afrikanischen Spitzenkräften kein Glück ist und außerdem in Abwesenheit der konkreten Verantwortung diese jungen und begabten Kräfte leicht zu einer bedenklichen politischen Demagogie veranlaßt. Augenblicklich bilden sie die radikale Opposition, die das französisch-afrikanische Experiment gefährden könnte, wenn sie nicht an ihrer eigenen Isolierung scheitert. Die französischen Beobachter sehen die beste Antwort auf diese Opposition im wirtschaftlichen Fortschritt, der die Masse der Bauern dem Einfluß der negativen Elite endgültig entziehen würde.

Die Parteien

Die stärkste afrikanische Partei ist das „Rassemblement Démocratique Africain“ (RDA), die Demokratisch-Afrikanische Sammelbewegung unter der Leitung des Ministers der französischen Regierung, Félix Houphout-Boigny,

ein aus reicher Bauernfamilie hervorgegangener Arzt der Elfenbeinküste, der nach Kriegsende den Kommunisten sehr nahe stand, jedoch inzwischen zum Apostel der französisch-afrikanischen Zusammenarbeit sowie auch der eurafrikanischen Idee wurde. Diese Partei bildet zweifellos augenblicklich die beste Stütze der französischen Reformpolitik, wenn es ihr auch an Extremisten, die auf eine viel schnellere Verwirklichung der afrikanischen Unabhängigkeit Wert legen, keineswegs fehlt. In den meisten Gebieten West- und Äquatorialafrikas ist sie eindeutig vorherrschend. Als ihre zweite Persönlichkeit muß man den Ministerpräsidenten von Guinea, Sékou Touré, einen Gewerkschaftler, der sich langsam, aber sicher aus einem radikalen Politiker in einen sehr realistischen Verwaltungssachverständigen verwandelt, nennen, ferner einen alten Kampfgenossen von Houphouët-Boigny, der länger als er dem Kommunismus treubleib, Gabriel d'Arboussier, Sohn eines hohen französischen Kolonialbeamten und einer afrikanischen Frau. Der Parteiapparat ist nicht sehr straff organisiert. Man beobachtet sehr zahlreiche lokale Nuancen, die zu Gegensätzen und Spaltungen führen können. Der erste große Kongreß der Bewegung in Bamako (Herbst 1957) vermochte die inneren Widersprüche nur oberflächlich zu überdecken.

Die zweite Partei, die „Afrikanische Konvention“, unter Leitung des langjährigen französischen Parlamentariers, Mitglied des Europarates und von der französischen Kultur stark inspirierten Dichters Léopold Sédar Senghor, besitzt echten Einfluß nur in Senegal und ein wenig klares Programm. Ihr Ziel bildet offensichtlich die Hebung des afrikanischen Bewußtseins, nicht nur politisch, sondern auch geistig und moralisch. Die „négritude“, das symbolische Negertum, ist das große Ideal Senghors, der sich damit unbewußt einer gewissen Rassenüberheblichkeit annähert. Auch Senghor lehnt die Zusammenarbeit mit Frankreich und Europa nicht ab, nur fordert er als Voraussetzung für Afrika sowohl eine schnelle und größere Unabhängigkeit wie die Zusammenfassung der einzelnen Länder in große, mit Frankreich besser verhandlungsfähige Einheiten. Die zweite Persönlichkeit dieser Partei ist der Ministerpräsident Senegals, Mamadou Dia, ein Autodidakt mit sehr gründlicher Ausbildung und unbestrittener Begabung.

Die sozialistische Partei Afrikas, deren Mitglieder sich erst Anfang 1957 aus der sozialistischen Partei Frankreichs ausgliederten, befindet sich zwischen diesen beiden rein afrikanischen Bewegungen in einer nicht gerade glücklichen Zwitterstellung, zumal da sie selbst auf die Betonung ihrer ideologischen Grundlagen keinen besonderen Wert legt. An ihrer Spitze steht der politisch langsam überholte Bürgermeister von Dakar, Lamine Gueye. Als jüngere Kräfte sind der jetzige Staatssekretär Hammadoun Dicko und der ehemalige Staatssekretär Fily Dabo Sissoko zu nennen. Über die Mehrheit verfügt die sozialistische Bewegung Afrikas nur im Niger und in der Hafenstadt Dakar. Im Sudan wurde sie durch die Sammelbewegung bei den letzten Wahlen verdrängt.

Die politischen Schattierungen liegen etwas anders in Kamerun, Togo und Madagaskar. In Kamerun besitzt die Macht die autoritär geführte Mittelpartei des Ministerpräsidenten M'Bida, der selbst offiziell aus nicht ganz ersichtlichen Gründen den Sozialisten nahe steht, bei einer schwachen, gemäßigt nationalistischen Opposition und einer nicht ganz harmlosen kommunistischen

Untergrundbewegung. Togo leitet eine gemäßigte Gruppe mit starken Verbindungen zu den französischen Volksrepublikanern, während sich Madagaskar fast zu gleichen Teilen in zwei Lager aufteilt, nämlich die nationalistischen, Frankreich sehr mißtrauisch gegenüberstehenden Kreise und konservativere Kräfte, die zu einer Zusammenarbeit bereit scheinen.

Schwierigkeiten und Spannungen

Bei diesen unsicheren und weitgehend beweglichen Fundamenten darf nicht überraschen, wenn das Experiment der afrikanischen Demokratie nicht ohne Reibungen in seiner Anfangsperiode über die politische Bühne läuft. Nicht gerade günstig wirkt sich die Tatsache aus, daß die maßgebenden afrikanischen Politiker durch die taktische französische Schule gingen und sich daher sehr gut auf Kulissenmanöver und sonstige parlamentarische Geschicklichkeiten, die an den wesentlichen Problemen vorbeigehen, verstehen. Außerdem prallen verschiedene Generationen und Vorstellungswelten aufeinander. Die Dorfobrigkeiten versuchen ihre Rechte gegen die vordringende Demokratie zu verteidigen, der technische Fortschritt bringt ein altes soziales Gefüge, das bei weitem nicht vollkommen war, aber immerhin ein wertvolles Gleichgewicht besaß, ins Wanken. Psychologisch, politisch und moralisch ist so Afrika heute ein weiter Bauplatz, wo viel gearbeitet wird und nicht nur Splitter fliegen, sondern auch mitunter Explosionen nicht ohne weiteres vermeidbar sind. Hierbei muß man sehr sorgfältig zwischen innerafrikanischen Gegensätzen und einer etwaigen afrikanisch-französischen Frontstellung unterscheiden. Fast alle augenblicklich zu beobachtenden Schwierigkeiten gehören in die erste Gruppe, während man feststellen darf, daß das Reformgesetz ebenso reibungslos wie befriedigend in die Tat umgesetzt werden konnte, was allerdings nicht besagt, daß es Frankreich die Möglichkeit gibt, sich lange auf dem Erreichten auszu-ruhen.

Die Verhältnisse liegen vorläufig problemlos in der reichen Elfenbeinküste, in den wirtschaftlich wenig bedeutenden Provinzen Dahomey, Niger und Sudan sowie in dem zukunftsreichen Guinea, das hoffnungsvoll seiner befruchtenden Aluminiumindustrialisierung entgegenseht. Der Senegal gibt trotz der stets etwas berunruhigenden Anwesenheit eines Proletariats in der Großstadt Dakar und des Einflusses in Europa gewesener Studenten nicht zu akuter Sorge Veranlassung. Die Regierungskrisen Haute-Voltas und des Gabuns erscheinen als lokale Ereignisse ohne größere Tragweite. Etwas ernstere Spannungen bestehen in der Bevölkerung des Mittleren Kongos, wo das Großkraftwerk des Kouilou-Flusses gebaut werden soll, hauptsächlich weil sich die dortigen Parteien und lokal bedingte Sondergruppen nicht verstehen können, wobei der Bürgermeister von Brazzaville, ein afrikanischer Priester, eine recht zweifelhafte und von Zeit zu Zeit rein demagogische Rolle spielt. Oubangui, eine Provinz Äquatorialafrikas, lebt unter der etwas eigenartigen Diktatur eines ehemaligen Missionspriesters und Abgeordneten der volksrepublikanischen Partei im Pariser Parlament, Boganda, der stark zu den überholten Stammesgebräuchen zurückneigt und vorwiegend an seine persönlichen Interessen denkt, wobei nicht leicht vorauszusehen ist, wie dieses Abenteuer enden wird. Seine Bewegung leidet allerdings bereits unter Spal-

tungserscheinungen, die es den großen Parteien ermöglichen sollten, das politische Monopol Bogandas zu beseitigen.

Der Tschad steht unter dem Einfluß des angrenzenden Nigerias und ist für seine überwiegend islamitische Bevölkerung auch der Propaganda der Arabischen Liga ausgesetzt. Seine Regierung verfolgt aber einen sehr gemäßigten, politischen Kurs und hofft, die Gegenströmungen durch einen baldigen wirtschaftlichen Fortschritt neutralisieren zu können. Eine gewisse Sonderstellung nimmt im Norden Westafrikas das Wüstengebiet Mauritaniens, dessen Einwohner weder als Neger noch als Araber betrachtet werden wollen, ein. Seine Regierung legt auf enge Beziehungen zu Paris Wert und befürchtet vor allem Übergriffe Marokkos.

Das demokratische Experiment Togos ist vorläufig, trotz der Armut des Landes, positiv, während Kamerun, sowohl durch seinen traditionellen Gegensatz zwischen Nord und Süd in seiner Einheit bedroht ist wie in seinem demokratischen Bestand durch eine kommunistische Rebellion, die sich vorläufig zwar auf einen Urwaldbezirk zwischen der Hafenstadt Douala und dem Aluminiumzentrum Edéa beschränkt und von der lokalen Regierung energisch bekämpft wird, deren Zukunft jedoch nicht genau vorauszusehen ist, wenn man auch allgemein zu einer optimistischen Beurteilung der Lage neigt. Madagaskar schließlich ging stets schon aus verkehrstechnischen Gründen seinen eigenen Weg. 1947 erlebte es eine blutige Rebellion, deren Wunden keineswegs vergessen sind. Hierzu kommt ein alter Gegensatz zwischen der sehr herrschsüchtigen Bevölkerung der Hochebene und den lange unterdrückt gewesenen Bewohnern der Küstengebiete. Politische Aktionen erfolgten bisher fast ausschließlich in der Hochebene. Die Bevölkerung der Küstenstreifen und des Urwaldes steht der Zusammenarbeit mit Frankreich positiver gegenüber, sie ist politisch jedoch viel weniger geschult. Eine Aufteilung Madagaskars in mehrere selbständige Länder, zunächst als verlockende Lösung angesehen, wurde schließlich fallen gelassen, wenn auch lokale Volksvertretungen mit beschränkteren Vollmachten entstanden. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sich die Nationalisten Madagaskars über ihren zukünftigen Kurs noch nicht im Klaren. Es besteht die Möglichkeit, daß sie sich realistisch für die Zusammenarbeit mit Frankreich entschließen, zumal da sie neuerdings an Einfluß verlieren und das von den gemäßigten Gruppen bereits unterstützte Experiment der internen Autonomie zu günstigeren Ergebnissen führt.

Zusammenfassend ist festzustellen: von Kamerun abgesehen, herrscht in Französisch Zentralafrika völlige Ruhe. Einige lokale Zwischenfälle vermögen dieses Bild nicht zu beeinflussen. Diese Ruhe ist für absehbare Zeit in den meisten Gebieten gesichert, wenn es auch in Zukunft an Spannungen und Gefahren, nicht zuletzt infolge äußerer Einwirkungen, nicht mangeln sollte. Ungewißheit besteht lediglich für Madagaskar.

Zukunftsansichten

Der Erfolg des eurafrikanischen Versuches hängt von Frankreich und Europa ab. Das erforderliche afrikanische Klima ist vorhanden, der dortige Boden wartet auf seine politische, ideologische und wirtschaftliche Befruchtung. Von Frankreich wird der Mut zur weiteren Lockerung der verbliebenen Bande erwartet, damit eine gleichberechtigte Föderation freier Völker ent-

stehen kann. Der Reformgeist, der sich in den zwei zurückliegenden Jahren so günstig auswirkte und friedlich das Gesicht des schwarzen Erdteiles verwandelte, darf nicht mehr einschlafen, muß ständig in Atem gehalten werden. Allein wenn die afrikanischen Länder die Gewißheit haben, daß sie in kurzer Frist die Togo bereits gewährte Selbständigkeit erringen werden, läßt sich ein unbestreitbar noch fühlbares Mißtrauen überwinden, und sie werden auch das europäische Wagnis eingehen. Es ist in diesem Zusammenhang unbedeutend, ob die Französisch-Afrikanische Föderation aus selbständigen afrikanischen Staaten oder unter Zwischenschaltung Afrikanischer Föderationen gebildet wird. Entscheidend ist die Befriedigung des afrikanischen Unabhängigkeitswunsches, das Bewußtsein, jenseits des Mittelmeeres nicht mehr in einem Zustand der Unterordnung zu leben.

Die europäische Aufgabe liegt vorwiegend auf wirtschaftlicher Ebene. Afrika erwartet Investitionen, Fortschritt, Hebung des Lebensstandards. Die wirtschaftliche Enttäuschung Afrikas, das Ausbleiben einer Verbesserung der Lebensverhältnisse wäre viel folgenreicher als ein etwaiges politisches Zögern Frankreichs für die Unabhängigkeit. Daher besitzt die Assoziierung der überseeischen Gebiete mit dem gemeinsamen Markt eine sehr grundlegende Bedeutung, daher suchte auch Frankreich für seine afrikanische Mission so eindringlich die europäische Rückendeckung.



Die junge Generation in England

Großbritannien mit einer Bevölkerung von 51 Millionen hat 15 Millionen Kinder und Jugendliche unter 19 Jahren. 3½ Millionen von diesen haben entweder die Schule verlassen oder sind im Begriffe, es zu tun. Ihre Jugend und Erziehung vollzog sich im Schatten des Zweiten Weltkrieges. Tausende und Abertausende von ihnen sahen fünf Jahre lang und mehr ihren Vater entweder nur als flüchtigen Besucher auf Urlaub oder überhaupt nicht. Rationierung von Nahrungsmitteln und Süßigkeiten beraubte ihr junges Leben einer der größten kindlichen Freuden. Die Bombardierung der Städte und Häuser, in denen sie aufwuchsen, ließ ein betrübliches Bild mutwilliger und wahlloser Zerstörung in ihrem Unterbewußtsein zurück. Die Erwachsenen, zu denen jede junge Generation aufblickt, erschienen ihnen wie ungezogene Kinder, die an unsinniger Zerstörung einen perversen Gefallen finden.

Während des Krieges war man in England so intensiv mit dem unmittelbaren Problem beschäftigt, daß man die Zukunft der Kinder fast vergaß, und nach dem Kriege glaubte man, mit der Errichtung des Wohlfahrtsstaates die Sicherheit, Zukunft und das Glück der kommenden Generationen gesichert zu haben. Im Übereifer nach materieller Sicherstellung wurde der geistige und seelische Faktor vollkommen übersehen. Man war daher überrascht, als nach Kriegsende jugendliche Kriminalität ein ernstes Problem wurde. Man ist immer noch überrascht und ärgerlich, daß die 15- bis 19jährigen die althergebrachte Kleidung für Schnabelschuhe, Röhrenhosen und samt-garnierte Jacken im Stil König Edwards VII. eintauschten und anstatt des Pfadfindermessers Rasiermesser und Fahrradketten bei sich hatten, die in „gang fights“ und bei der Verübung von Gewalttaten eine nicht unerhebliche, berüchtigte Rolle spielten. Jünglinge in teuren Anzügen, die vor 60 Jahren allgemein getragen wurden, junge Mädchen, grell angemalt und mit vulgärer Eleganz angezogen, verunzieren heutzutage das Straßenbild Londons und der meisten großen Provinzstädte in England. Erstaunlicherweise ist die Unmode sogar bis nach Schottland vorgedrungen. Es wird Kontinentale nicht schmeicheln, wenn sie erfahren, daß diese Jugendlichen auch den sonst in England so verpönten Kaffee eingeführt haben. Die „Espresso Bar“ scheint im Wettstreit mit dem guten, alten englischen „TEA ROOM“ die Oberhand zu gewinnen. London allein kann etwa 500 aufweisen. Sie sind in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde gewachsen. Hier auf hohen Schemeln vor der immer-siedenden Riesenkaffeemaschine oder an kleinen Tischen mit supermodernen, farbfrohen und oft in ihrem Symbolismus unverständlichen Wandgemälden sitzen die „Teddy-Boys“ und „Teddy-Girls“ — der Spitzname deutet nicht auf ihre Ähnlichkeit mit dem guten, altmodischen Spielzeug, dem Teddy-Bär, sondern auf die dem Edwardischen Zeitalter entnommenen Kleider hin, denn Edward VII. wurde von der Bevölkerung „Teddy“ genannt, trinken heißen, milchigen, etwas angebrannt-türkisch schmeckenden Kaffee, unterhalten sich über den Lieblings-Crooner. Am Nebentisch hat sich vielleicht eine Gruppe Intellektueller nieder-

gelassen, deren Gespräch von Kunst über Religion zu Politik wechselt. Symbolisch wie die Wandgemälde ist diese physische Nachbarschaft der beiden Extreme, die in der heutigen englischen Jugend zu finden sind: die geistig völlig Leeren und die Rein-Geistigen. Dazwischen die gesunde Schicht der „normal“ aufgewachsenen Jungen und Mädchen, bei denen der Krieg und die Nachkriegszeit keine ungesunden Spuren hinterlassen haben. Über sie wird wenig gesprochen und geschrieben, da sie der Öffentlichkeit nicht unangenehm auffallen. Vielleicht muß man hier betonen, daß die „Normalen“ die breiteste Schicht der jungen englischen Generation bilden. Sie kommen nicht in Konflikt mit den Behörden, bereiten aber vielen Eltern Kopfschmerzen. Diese Kopfschmerzen sind jedoch nicht die Folge einer Wiederholung des ur-alten Kinder-Eltern Problems, unter dem wir alle gelitten haben. Eltern haben die unangenehme Gewohnheit, die Vergangenheit zu idealisieren und ihren heranwachsenden Kindern vorzuhalten, daß ihre Generation, als sie jung war, weniger Freiheit hatte, mehr arbeiten mußte, Geld besser zu würdigen wußte und deshalb glücklicher war. Der Kern des Problems 1958 ist jedoch, daß die Eltern in ihrer Kritisierung moderner Jugend mehr als je recht haben. Es besteht kein Zweifel, daß die englischen Halbwüchsigen viel zu viel Geld verdienen und in der Tasche haben.

Der Arbeitsmarkt leidet an einem chronischen Mangel von Arbeitskräften. Ein Jugendlicher, der im Alter von 15 Jahren die Schule verläßt, braucht sich nicht zu bemühen, eine Arbeitsstelle zu finden. Eine Arbeit, die ihm mindestens 50,— DM per Woche einbringt, ist ihm sicher. Ein Mädchen im selben Alter kann mindestens 40,— DM verdienen. Falls sie es vorzieht, einen Stenographie- und Schreibmaschinenkurs zu nehmen, der gewöhnlich ein Jahr dauert, dann wird sie mit 16 Jahren 60,— DM bis 70,— DM in der Woche als Stenotypistin verdienen können. Da es den Eltern, besonders in den Industriegebieten, finanziell auch gut geht, so bedeutet dies, daß die jungen Menschen den größten Teil ihres Lohnes für sich behalten können. Mutter will kein Geld für Wohnung und Essen, denn Vater bringt genug Lohn nach Hause, um die Familie ernähren zu können. Vielfach geht Mutter auch aus, um zu arbeiten, so daß in vielen Arbeiterkreisen das wöchentliche Einkommen — ohne das des Sohnes oder der Tochter — 250,— DM übersteigt. Ist es denn zu verwundern, daß zwischen 50 und 60 % der englischen Jugend eine Arbeit vorziehen, die ihnen im Anfang einen verhältnismäßig guten Lohn verspricht, aber keine Möglichkeit zum Aufstieg. Nicht mehr als 5 % der Schulabgänger nehmen Lehrstellen an. Lehrzeit in England ist gewöhnlich fünf Jahre, Bezahlung während der Ausbildung ist geringer als die Entlohnung eines ungelerten Arbeiters oder Angestellten. Nur der Jugendliche, der in die weitere Zukunft sieht, wird eine lange Lehrzeit dem Reiz einer besser bezahlten Gegenwart mit unsicherer Zukunft vorziehen. Es ist auch ein Zeichen der Zeit, daß der Beruf des Büroangestellten von Jahr zu Jahr an Beliebtheit gewonnen hat. Ungefähr ein Viertel aller jährlichen Schulabgänge beginnen ihre Berufslaufbahn in einem Büro. Die Bürostunden sind angenehm leicht, von 9 bis 5 oder $1\frac{1}{2}$ 6. Sonnabends und Sonntags wird vielfach nicht gearbeitet, und diese Tage können mit Vergnügungen mannigfacher Art verbracht werden. Kino, Tanzen, Jugendklub, Fernsehen, Fußball, Cricket, Kaffee- oder Milchbars, manchmal auch nur Auf- und Ab-Bummeln auf der Hauptstraße in Gesell-

schaft gleichaltriger Freunde und aufgeputzter Freundinnen sind die neuen Lebensziele der Jugend geworden. Für viele ist der Beruf nicht mehr das Lebensziel, sondern ein notwendiges Übel, um Geld für die Freiheit zu verdienen, geworden. Das Wort „Leisure“ wird von der heutigen englischen Jugend groß geschrieben.

Es scheint, als ob das „Goldene Zeitalter“, von dem die Menschheit seit Jahrtausenden geträumt hat, wo man sich mit Arbeit nicht zu belästigen braucht und sein Leben dem ewigen Amusement hingeben kann, in England schon vor der Türe stehe. Leider sieht die volkswirtschaftliche Wirklichkeit anders aus. Zum Glück gibt es auch eine zahlenmäßig nicht unbedeutende Schicht junger Menschen, die Ehrgeiz und der Wille zum Aufstieg zu harter Arbeit anhalten. In den zwanzig Universitäten Großbritanniens und den drei University Colleges sind die Anforderungen, die an die 80 000 bis 90 000 Studenten gestellt werden so hoch wie noch nie. Obwohl 70 % der Studenten aus öffentlichen Mitteln unterstützt werden, das heißt, auf Grund ihrer Schulabschlußexamina Stipendia erhalten, die nach dem Einkommen des Vaters gestuft sind, ist der Zeitverschwender aus der Universität verschwunden. Die Professoren in Oxford und Cambridge beklagen sich nicht über die geringfügige Arbeit, die geleistet wird, sondern über den Streber, den Bücherwurm, der sich nicht genügend am sozialen Universitätsleben beteiligt. Vor einiger Zeit wurde die englische Öffentlichkeit durch eine Veröffentlichung der Selbstmordstatistiken der Studenten an der Universität Oxford in Schrecken versetzt. Die Selbstmorde waren fast ausschließlich auf Überarbeitung zurückzuführen.

Vom gleichen Ehrgeiz sind diejenigen besessen, die nach Abschluß einer — was man in Deutschland Mittelschulausbildung nennen würde — eine Stelle bei einer Firma oder in einer Fabrik annehmen und ihre Erziehung und technische Ausbildung in Abendkursen am Technikum oder einer Technischen Hochschule fortsetzen. Da es in England keine zwangsweise Berufsbildungsschule gibt, so hängt die Wahl technischer Abendkurse, die nach zwei oder drei Jahren zu einem allgemein anerkannten Abschlußexamen führen, von der freien Wahl des jungen Mannes ab (Mädchen beteiligen sich zahlenmäßig weit geringer an solchen Fortbildungskursen). Solche Abendkurse stellen an die Opferbereitschaft der Jungen erhebliche Anforderungen. Dreimal in der Woche müssen sie zweistündige Abendkurse belegen. Hausaufgaben füllen die übrigen Abende der Woche aus. Drei Jahre lang muß die Freundin sich mit einem gelegentlichen Zusammensein zufrieden geben, und das Kino und der Fernsehapparat werden zu Gunsten des Mathematikbuches und von Experimenten im chemischen Laboratorium vernachlässigt. Obwohl der Prozentsatz dieser jungen Freizeitstudenten verhältnismäßig klein ist und zehn Prozent kaum überschreiten dürfte, so ist er doch ein positives Gegengewicht gegen den demoralisierenden Einfluß der Vergnügungsfanatiker.

Die am Anfang dieses Artikels geschilderten Übelstände sind der englischen Öffentlichkeit nicht verborgen geblieben. Wie immer, wenn die englische öffentliche Meinung ängstlich oder ärgerlich ist, spiegelt sich dies in den „Briefen an den Redakteur der Times“ wieder. Im Dezember 1951 erschienen in der „Times“ zum ersten Male Briefe, die Besorgnisse über die junge englische Generation zum Ausdruck brachten. Die Schreiber waren Vertreter aller Schich-

ten der Bevölkerung, und nach verschiedenen Fragen im Parlament, nahm die Regierung das Angebot des King George's Jubilee Trust, einer Stiftung, die sich mit dem Studium der geistigen und körperlichen Wohlfahrt der englischen Jugend befaßt, an, eine gründliche nation-weite Untersuchung über die Einflüsse, welche die Erziehung der jungen englischen Generation bestimmen, vorzunehmen. Die Untersuchungen begannen im Jahre 1953. Der 133 Druckseiten lange Bericht gibt in objektiver Weise weder den Sensationsjägern Nahrung, noch versucht er, die vorhandenen Mißstände zu vertuschen. Es unterliegt danach keinem Zweifel, daß eine gewisse Sektion der englischen Jugend moralisch in einem Vakuum lebe. Der Prozentsatz sei gering, falle aber der Öffentlichkeit auf, weil es asozial-aktive seien. Die „Teddy Boys“ kämen vorwiegend aus den „slum“-Bezirken. Da es in England so gut wie keine Arbeitslosigkeit gebe, habe sich die Lebenshaltung des englischen Volkes seit dem Kriege außerordentlich gehoben. Das Hausbauprogramm sei jedoch noch nicht vollkommen erfüllt. Deshalb lebten viele Kinder und Jugendliche in London, Liverpool, Manchester und anderen Industriestädten in lebens-unwürdigen Häusern. Da es den Eltern wirtschaftlich besser als vor dem Kriege gehe, verfügten die jungen Menschen über erhebliches Taschengeld. Das unterdrückte Sehnen nach einem gesunden, bequemen Heim, das man sich finanziell würde leisten können, kommt in den teuren Phantasiekleidern einer verschwundenen Ära und einem emotionalen Feindseligkeitsgefühl gegen die Gesellschaft, die sie in solchen Umständen leben läßt und nicht die nötigen Häuser bereit stellt, zum Ausdruck. Volkswirtschaftliche Überlegungen werden von der Jugend nicht angestellt. Nach dem Bericht wird es zehn Jahre dauern, bis alle notwendigen Häuser in England gebaut sind.

Das Problem ist daher ein vorübergehendes, kein dauerndes.

Soweit der Bericht. Wie alle offiziellen Berichte, hinterläßt er verschiedene Fragezeichen. Wird eine Verbesserung der Wohnungsfrage diese jungen Menschen dazu veranlassen, den ethischen Gehalt der Arbeit zu würdigen? Hat der Wohlfahrtsstaat, der „security“, Geborgenheit zu einem Grundgesetz gemacht hat, Initiative, Kampflust, Ehrgeiz und Fleiß in einer nicht unerheblichen Sektion der englischen Jugend getötet? Der Doktor hat seine soziale Diagnose gestellt. Es scheint aber, als ob das Heilmittel noch nicht gefunden worden ist.

Friedrich Stampfer

1874 – 1957

Von dem Chefredakteur des „Vorwärts“ wußte ich seit 1916. Er stand für mich auf der anderen Seite der Barrikade. Ich traf ihn später als Kollegen im Reichstag. In der Stunde, als Joseph Wirth als Reichskanzler in der Erregung über die Ermordung Rathenaus „Der Feind steht rechts“ prägte, hatte Stampfer die tobenden Gemüter mit dem Hoch auf die Republik beschwichtigt. Er ging selten aus seinem Schneckenhaus im Parlament heraus. Er hatte lange Jahre von der Pressetribüne das Treiben auf diesem Forum von oben betrachtet und keinen Ehrgeiz, sich unter die Masse Volkstribun zu mischen. Er war ein scharfer Beobachter, aber verschlossen gegenüber dritten. Ich kannte sein Gesicht, er das meine. Ich saß auf den Bänken der Rechten, er stand zur Linken. Ich kannte keine Hemmungen im Zwiegespräch mit Nachbarn. Parteischranken waren für mich Zäune, auf die man sich lehnen konnte. Mit Alf Ringhaus verband mich eine Frontkameradschaft. Es gab aber ungeschriebene Gesetze, die im Umgang mit politischen Gegnern gewahrt sein wollten. Kurz, erst im gemeinsamen Exil, nach fast zwei Jahrzehnten, kam ich mit Friedrich Stampfer ins Gespräch.

Gegensätze der Vergangenheit waren verblaßt. Unsere Töchter befreundeten sich. Seine scharfe Feder zog in der „Neuen Volkszeitung“ auf Manhattan, dem Wochenblatt, dem er mit Rudolf Katz und Gerhart Seeger seit 1940 seine Arbeitskraft gab, unermüdlich ins Feld gegen den Kriegstaukel in den Vereinigten Staaten, gegen die blinde Verherrlichung Stalins und des Sowjetsystems, gegen die tollwütige Forderung „Krieg bis zur bedingungslosen Übergabe Deutschlands.“ Ich frug ihn, der seit Kindesbeinen Pazifist war, woher er die Kraft nehme zu solch leidenschaftlichem Eintreten für die Wahlheimat, aus der er mit Frau und Kind über Nacht vertrieben worden sei, das alle Patrioten mit Geburtsrecht und -pflicht in den Schatten verweise. „Als Schuljunge wurde ich Sozialist, weil ich das Elend der mährischen Weber sah. Heute weiß ich, daß das Elend des von Hitler vergewaltigten deutschen Volkes unendlich viel größer ist. Wie könnte ich da schweigen!“

Grundzug seines Charakters war die Ehrlichkeit der Selbstprüfung. Was er erlebt hatte, schildert er in „Erfahrungen und Erkenntnisse“ (Köln, Verlag für Politik und Wirtschaft. 299 S. DM 14,80), die erst kurz vor seinem Ableben in Druck gingen. In seinem Buch „Die Geschichte der vierzehn Jahre der ersten Deutschen Republik“, in den Korrespondenzblättern von 1900 bis 1916, in den Bänden des „Vorwärts“ und des „Neuen Vorwärts“ ist seine Lebensarbeit niedergelegt, fast Tag für Tag aus dem Erleben der Politik — und des Theaters — in der Kaiserzeit und zwischen den Kriegsjahren bis zur erzwungenen Auswanderung 1933.

Die einfache Schilderung des Menschen in seiner Selbstbiographie ist von einer ungeschminkten Ehrlichkeit, die allen Memoirenschreibern Vorbild

sein kann. Just so war Friedrich Stampfer, wie er sich beschreibt. Zynisch, wenn die Rede auf den Jahrmarkt der Eitelkeiten führte, voll warmherziger Leidenschaftlichkeit, wenn es um das Schicksal des einzelnen Menschen oder der vielen Ungenannten ging. Und wie er die Menschen zu zeichnen wußte! „Scheidemann, der alte Handwerksbursche, Excellenz. Die Rolle hat ihm Spaß gemacht . . .“ „Ebert: Es ist Handwerkerpflicht, saubere Arbeit zu leisten . . .“ Helfferich: „Gewiß, der pfälzische Raufbold steckte ihm im Blute. Er war zweifellos ein Mann von Gaben. Seine glänzende Karriere — mit 44 Jahren war er 1916 Vizekanzler des Reiches geworden — verdankte er seinen großen Fähigkeiten. Als Sprecher der nationalen Opposition gewann er durch Sachkunde und Schlagfertigkeit allgemeinen Respekt . . .“

Bei aller Zähigkeit im Streit der politischen Meinungen, bei aller Anhänglichkeit an die Sache des wissenschaftlichen Sozialismus fand er stets versöhnliche Züge im Gegenlager.

Sohn einer wohlhabenden Anwaltsfamilie mit liberaler achtundvierziger Tradition, erlebte er mit elf Jahren den ersten Streik der Weber, las Büchner, Goethe, Schiller lieber als Schulaufgaben, aß sich durch die griechischen Dramen im Urtext, aber verschmähte die Syntaxlehre. Bellamys Mythos auf das Jahr 2000 führte den Gymnasiasten zum Sozialismus. Mit siebzehn Jahren Mitarbeiter am Brünner „Volksfreund“ und bei Bertha von Suttner, begann er ein Satyrspiel. Es endete mit der Verweisung von allen Gymnasien der Doppeladlermonarchie. Aber der Präsident des Reichsrats, Baron Chlumetzky, hörte von dem Fall, ließ sich den jungen Rebellen kommen — und setzte durch, daß er zum Abitur an einem Wiener Gymnasium zugelassen wurde. Der Weg zur Universität und dem jahrzehntelangen Signieren F. S. war freigegeben. „Die Geschichte von dem Minister, der sich eines ungerecht behandelten Gymnasiasten annimmt, klingt wie ein Märchen aus der guten alten Zeit . . . Möchte es doch wieder so sein!“ So schließt der Republikaner dieses Kapitel.

Friedrich Stampfer kam über die „Leipziger Volkszeitung“ 1902 nach Berlin — und blieb dort dreißig Jahre. Als der Erste Weltkrieg kam, hielt der junge Vierziger sich nicht für den Idealtyp eines Frontsoldaten. Aber er war mit der Feder für die Pflicht zur Landesverteidigung in der Sozialdemokratischen Partei eingetreten und lehnte das Angebot aus der Reichskanzlei ab, sich für unabkömmlich erklären zu lassen. Er bezeichnet sich als völligen Versager auf der Offizierschule bei den Brünner Landesschützen. „Ich konnte nicht mit gezogenem Säbel einer Kompanie voranschreiten und Kommandorufe ausstoßen, ebensowenig wie an einer Stange auf den Mond klettern.“ An der Front fand er in Italien den Satan, den jede Hölle aufweist. Aber auch der Satan wandelte sich am Ende des Schützengrabendaseins. Und es gab einen schnaubbärtigen Feldwebel, der den vor dem Zelt kampierenden Freiwilligen, den er fest schlafen währte, mit behutsamer Hand zudeckte „wie eine Mutter ihr Kind. Ich ließ ihn nicht merken, daß ich wach geworden war. Aber müßte man nicht ein schlechter Kerl sein, so etwas zu vergessen?“ Das war Friedrich Stampfer, der gute Kerl, der das Menschliche über alles stellte, über jeden politischen Ehrgeiz, über die Vorurteile, mit denen jeder ausgerüstet wird, ehe er in die Welt geht.

„Marx war ein großer Lehrer, aber ein schlechter Erzieher. Die meisten, die sich zu ihm bekannten, liebten eine Art höhnischer Polemik, in der eine starke Überheblichkeit zum Ausdruck kam. Sie fühlten sich als eine Geistesaristokratie dazu bestimmt, die Welt oder wenigstens die Arbeiterbewegung zu beherrschen auf Grund ihrer ungeheuren geistigen Überlegenheit. Daraus ergab sich eine starke Unduldsamkeit und eine kaum verhehlte Verachtung der unwissenden Massen, Hang zu Sektenwesen und Diktatur.“

Es ist ein Ruhmesblatt für die deutsche Sozialdemokratie, daß sie Männern wie Friedrich Stampfer und seinesgleichen zur Heimat werden konnte.

DIE EWIG-GESTRIGEN

Wenige Jahre nach dem Inferno,
als die Vergehen der Schuldigen rehabilitiert wurden
und vielfach das Prädikat des Notstandes erhielten,
versammelten sich die Ewig-Gestrigen,
den Zylinder stolz schwenkend,
im Munde die Brasil,
und forderten in mehreren Resolutionen,
daß nunmehr dem Staate
das Kleid der Gesellschaftsfähigkeit
zu verleihen sei.

Architekten entwarfen kühne Pläne,
um der fadenscheinigen Prosperität
die bürgerlichen Ehrenrechte zu verschaffen,
der Fiskus erhöhte die Steuern
und Rechenschieber errechneten in Millionenbeträgen
den Grad ihres Selbstbewußtseins.
Gigantische Stahlkonstruktionen schossen
neben den spärlich vernarbten Wunden
des eben vergangenen Krieges
fauchend aus der Erde.
Das Protokoll arrangierte die ersten Empfänge,
Frackverleihanstalten verzeichneten Hochkonjunktur,
und weise Festmanager
drapierten penetrante Bahnhöfe
mit blauer Seide
(„so schön wie der Himmel am Mittelmeer“).
Rote Teppiche
schützten die Lackschuhe des Monarchen,
den Staub der Straße zu berühren,
und auf dem Bahnhofsvorplatz
begrüßte eine Kapelle der wiedererstandenen Wehrkraft
die Uniformierten und Befrackten...
Der Monarch neigte huldvoll sein Haupt...

In die Wunder aus Glas, Stahl, Eisen und Beton
halten nach wie vor die Ewig-Gestrigen triumphalen Einzug,
schwenken den Zylinder,
im Munde die Brasil,
und verteilen leutselig an Architekten, Werkleute,
Lobsprüche, Geschenke und schöne Reden...
Wirtschaftswunder und Arrangements von gestern
verklären ihren gelangweilten Gesichtsausdruck
und beweisen, daß Marktpolitik und Restauration
gleichen Schritt halten...

Hugo Ernst Käufer

Bilder des Dauernden in der Geschichte

Beobachtungen, Erfahrungen, Erwägungen zur Frage eines „ankommenden“ Geschichts-Unterrichts

Über die Misere des Geschichtsunterrichts an den bundesdeutschen Schulen und über das Ungenügen der für ihn fabrizierten Lehrbücher ist in der „Deutschen Rundschau“ mehr als einmal kritisch gehandelt worden. Der obwaltende Gesichtspunkt hierbei war notwendig die Auseinandersetzung mit der bösen Tatsache, wie wenig die heute den Staat tragende Generation die innere und äußere Katastrophenepoche der sogenannten NS-Zeit verarbeitet, wirklich in sich aufgearbeitet und überwunden hat. Auf dem Boden der Denkfaulheit und der Feigheit vor der Wahrheit, jenem Hang sich selbst zu belügen, da wir Wirtschaftswunderknaben doch so beachtlich schnell den Sünden der Vergangenheit (wirklich nur den Sünden der Väter!?) entwachsen zu sein scheinen — auf diesem Boden wächst aber die Unglaublichkeit derjenigen, deren Gegenwart bodenlos ist, da sie der Last der Vergangenheit ausweicht. Hier aber tritt ein weiterer Gesichtspunkt der notwendigen Kritik ins Blickfeld: Es gibt heute längst die Generation der denkenden und fühlenden Jungen, die ihrerseits garnichts aufzuarbeiten haben! Wie viele mag es unter ihnen geben, die im Kreise der eigenen Familie als still registrierende Beobachter, skeptisch oder humorvoll je nach Veranlagung, das unausgeglichene und vor allem gesprächlose Nebeneinander von alten, „treuen“ und darum nur intra muros redenden „Nazis“ und jüngeren, „fortschrittlichen“, wirklichen oder scheinbaren Nie-Nazis, Nicht-mehr-Nazis oder auch echten Anti-Nazis erleben? Da stehen dann Stimmung gegen Stimmung, Ressentiment gegen Ressentiment, bestenfalls These gegen These — und über dem Ganzen liegt das löchrige Leichentuch eines Schweigens, das sein Ausweichen vor der Wahrheit bestenfalls mit der inner-familiären Schein-Liebe motiviert: Reden wir nicht mehr davon; wir wollen doch niemandem wehtun!

Ist es da nicht ganz natürlich, daß angesichts dieses feigen Schweigens und Umschleichens der Wahrheit die Jungen empfinden oder auch sagen: Laßt mich in Ruhe mit Friedrich dem Großen oder Bismarck! Den Einen sind sie „groß“ — den Anderen „mitschuldig“ — und die Dritten betrachten sie „sachlich“, je nach dem, ob ihre „Sache“ nun die „nationale Frage“ oder die Klasse oder die Konfession ist. Was aber sind sie denn nun wirklich? Anscheinend doch nicht viel mehr als Füllsel für ideologische Wechselrahmen — also belanglos! Wär's nicht wichtiger, ich erführe, was es eigentlich mit dem Gewissen auf sich hat? Ich habe eines, ich glaube, ich werde es auch brauchen, und wäre es heute nur, um meinen heinemannisch gesonnenen Nebensitzer auf der Schulbank zu verstehen oder zu widerlegen, wenn er mir mit seinen „Gewissensgründen“ kommt. — Oder: da hat doch jüngst so ein Mensch (wie heißt er doch noch? Görlitz! kennst Du den?) sich in der „Welt“ aufgeregt über Strauß, der den General hinausgeworfen hat. Strauß sei so etwas wie

Hitler (wer war denn Fritsch?). Aber ich meine — so sagt so ein Bub: Strauß hatte eigentlich recht (wenn auch in ein bißchen zu bajuwarischer Weise); hatte Hitler vielleicht auch recht...!?

Nun — da sind wir schon mitten drin in unserer Frage: Kennst Du — so fragte ich diesen 17jährigen — die Geschichte vom Duell zwischen dem Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. von Preußen und seinem Major? Noch nicht? Also hör' mal zu: Der Soldatenkönig hat sich einmal hinreißen lassen — das ist jetzt schon bald 9 Generationen her — bei einer Truppenbesichtigung einen adligen Major vor dessen angetretenem Bataillon mit dem Stocke zu schlagen. Der so Beleidigte zog darauf seine Pistole, schoß dicht neben dem König in den Boden: „Majestät! Dieser Schuß galt Ihnen!“ Mit der zweiten Kugel erschloß sich der Major selbst. —

Es ist gewiß nicht schwer zu spüren, ja kaum nötig klarzumachen, daß in dieser Geschichte „viel vom 20. Juli drinsteckt“. Ein Duell um beleidigte Ehre? Gewiß! Aber vor allem „Widerstand!“ Widerstand? Ja — und nein. Und wie zeigt sich uns das Treue-Verhältnis des Soldaten zum — wozu eigentlich? zum Staat? oder „nur“ zum König? — Gehen wir einmal die Stichworte durch: Duell — das ist nur möglich zwischen Gleichrangigen, des näheren zwischen Adligen, Trägern gleicher Standes-Tradition, deren wesentlichster Teil ist, Träger von Herrschaft „im Lande“ zu sein. — Was heißt aber Standes-Tradition auf die einzelne Standes-Person bezogen? Was meint denn die Ehre, die unbeleidigt zu erhalten sei? — Nun, Du bist doch Lateiner; was heißt denn honor? nur „Ehre?“ nicht vielmehr „Hoheit“, und zwar ganze Hoheit: persönliche und herrscherliche (in dem Sinne, in dem wir heute von Hoheitsrechten eines Staates sprechen, z. B. der Luft-Hoheit)? — Aber wie steht's nun mit einer solchen Hoheit des beleidigten Majors? Wo „herrscht“ er denn? — Schau — hier sind wir am wunden Punkt: Der Major herrscht gar nicht mehr! Seine Herrschaft (Haus, Burg, „Immunität“) ist ihm, ist schon seinen Vorfahren abgenommen worden. Sie wurden mit ihresgleichen vom brandenburgischen Landesherrn zum werdenden Staate „Brandenburg-Preußen“ hin domestiziert; hohe Ämter in diesem Staate und vor allem seinem Heere waren nur ein ungenügender Ersatz für den Verlust adliger Herrschafts-Freiheit. Und Leute wie die von der Marwitz haben diesen Verlust auch gar nicht so schnell verwunden; hier, lies einmal die Beschwerde-Eingabe der Stände des Lebusischen Kreises vom Jahre 1811 an den König, er und seine Beamten mißachteten das Mitsprache- d. h. das altererbte, nicht etwa vom König verliehene, vielmehr unabgeleitet ursprüngliche Mitspracherecht der adligen Stände, wenn sie so einfach vom grünen Tisch des Ministeriums aus grundstürzende Gesetze über die sogenannte Bauernbefreiung erließen; das könne nur zum Umsturz allen gewachsenen Rechtes, aller „Freiheiten“ führen — letztlich zur Revolution! — Sollen denn diese ehemaligen Herren „im Lande“ nun nur noch gehorchen? Sollen sie nur noch schweigend ausführen, was da irgendwelche „Räte“, wirkliche geheime Räte, Ministerial-Räte des Königs an Gesetzen ausgehen ließen, wo es doch ihr unabdingbares Recht war, selbst zum Rechte ratend den königlichen Staat als Staat des Rechtes erhalten zu helfen? Die Erinnerung der Familie, des Herrschafts-Standes ist wach: honor/Ehre sind so leicht nicht abzuwürgen — allenfalls nach innen, ins Innere der Brust, ins erbitterte Herz abzudrängen (die Psychologen nennen dann, was dabei heraus-

kommt, „Verdrängung“, Introversion mit nachfolgenden schweren Ressentiments; die Milch gerinnt zu Käse: „Ehren-Käse...“). — Doch zurück zum Duell:

Dem Beleidigten steht der erste Schuß zu. Aber durfte denn der Major seinen König mit gezieltem Schuß töten? Der König ist doch mehr als eine Person adligen Standes — in ihm ist der Staat selbst gegenwärtig! Der Staat — die Obrigkeit (Institution und Person) — das zu verantwortende Amt „von Gottes Gnaden“ — und nun ließen sich die geschichtlichen Bilder häufen: von Chlodwig bis zu Friedrich d. Gr., von Karl d. Gr. bis zu Barbarossa, zum Absolutismus und zur konstitutionellen Monarchie, von der wir in Deutschland nur eine Farce kannten, nur ein formales Klischee — offenbar deswegen, weil seit Barbarossas Auseinandersetzung mit Heinrich dem Löwen im „Reiche“ die ausgewogene und Freiheit auswägende Dialektik zwischen monokratischem Königtum (und „seinem“, eben nur seinem institutionellen Staate!) und adligem „Umstand“ samt dessen freiheit-erhaltendem Widerstand nicht weiterentwickelt worden ist. — Der zweite Schuß stand dem König zu. Ihn hat der „allergehorsamste“ Major seinem König „untertänigst“ abgenommen, als gezielten...

Langes Schweigen nach solch einem „Kolleg“. Dann die Frage: Heute, in der Demokratie, wie steht's nun da mit den „Immunitäten“, mit jenen Freiheits-Räumen unabgelciteten Rechtes, jenen Stützpunkten, deren „Haus-Frieden“ den Widerstand erst trägt und ermöglicht, der den Monokrator oder „seine“ Institution Staat, heute die Institution Staat als Monokrator!, zur Achtung der Freiheit anhält? Mit anderen Worten: Wer hat in der Demokratie das Erbe des Adels übernommen, der einst zur Fehde, zum Widerstand um des Rechtes und um der „Freiheiten“ willen ermächtigt, ja verpflichtet war? Müßten wir Demokraten nicht eigentlich so etwas wie „Standes-Herren“ sein? (Sind die Bolschewisten gar deswegen so giftig gegen den Popanz „Feudalismus“, den sie sich zurechtgebastelt haben, weil sie statt Demokratie den Wechselbalg „Volks-Demokratie“ propagieren!?)

Recht so! Hier kommen wir endlich aufs „weite Feld“, das wir aber nicht „lassen“ wollen! Wie wäre es da mit einer kleinen Geschichte — kein Jahr liegt sie zurück — die am 28. Dezember 1956 im „Rheinischen Merkur“ zu lesen stand? „In einem D-Zug-Abteil kommt die Rede auf den Terror der Bolschewisten in Ungarn. Alle Reisenden sind sich in der Verabscheuung der Greuel einig, nur einer wirbt um Verständnis für die Sowjets. Als er auf seiner Sympathie für die Terroristen beharrt, erhebt sich ein Major, zieht die Notbremse und setzt den roten Lobredner an die Luft. — Der Schaffner verlangt pflichtgemäß die Gebühr für unbefugtes Ziehen der Notbremse. Der Major geht durch den Wagen und hat im Nu das Doppelte der Gebühr in seiner Mütze. Er zahlt sich frei und erklärt, daß er den Überschuß der Ungarnhilfe überweisen werde. — Nun geschieht etwas, das den Ort des Geschehens negativ umgrenzt: Der Schaffner gibt bekannt, daß er ‚oben‘ anregen wolle, die Strafgebühr ebenfalls der Ungarnhilfe zu überweisen. Diese Geste — an Stelle einer Strafanzeige wegen Anmaßung bahnpolizeilicher Hoheitsbefugnisse in Tateinheit mit unbefugtem Ziehen der Notbremse und Freiheitsberaubung — legt den Schluß nahe, daß sich der Vorfall nicht hierzulande abgespielt hat...“

Wirklich — ist das nicht ein eklatanter Übergriff „privaten“ Rechtsempfindens (des so schön säuberlich von der „Objektivität“ des „öffentlichen“ Rechtes getrennten und unterschiedenen!) gegen die Freiheit eines anderen Privatmannes? Oder geschah am Ende dieser Übergriff („Freiheitsberaubung!“) für den Staat, im Interesse des Staates? Hat sich hier nicht (diesmal zwar nicht „ein bißchen zu bajuwarisch“, dafür aber gut holländisch, sozusagen in bester oranisch-antietatistischer Tradition) das Verantwortungsgefühl eines demokratischen Staatsbürgers mit dem hoheitlichen Freiheitsrecht einer freien Gesellschaft identifiziert, deren freier Staat nur so lange frei sein wird, wie die Gesellschaft zu ihm hin frei ist, ihm ihre Freiheit „leiht“? War, was in diesem D-Zug-Abteil geschah, nicht eine sehr moderne Form der Fehde eines sehr modernen „Standes-Herrn“ für Durchsetzung des Rechtes der Freiheit!? —

Die so begonnenen Gespräche dauern an. Dem 17jährigen ist der Unterschied zwischen König Friedrich II. und Kaiser Friedrich II. immer noch „wurscht“. Aber er weiß inzwischen, daß der König Friedrich II. den Obersten von der Marwitz, der mitten im Siebenjährigen Kriege den Dienst quittierte, „da Gehorsam nicht Ehre brachte“, unangefochten auf seine Güter (Immunitäten) sich zurückziehen ließ; also war das wohl wirklich ein König. — Mit der gleißenden Großartigkeit des Kaisers Friedrich II. aber war's wohl nicht ganz so einfach, da sie in eigene tyrannische Regie nahm, zu bestimmen, was Recht sei. —

Sollen wir unseren armen geschundenen Hölderlin erneut bemühen: „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch“? Wozu jammern, daß „die“ Geschichte (Geschichts-Wissenschaft) den Schulen nicht recht helfe? Bereits seit 20 Jahren und mehr faßt die neuere deutsche Forschung, geführt von O. Brunner, Th. Mayer, W. Schlesinger u. a., das in den Blick, was man die Grundstrukturen der deutschen und europäischen Rechts- und Sozialgeschichte nennen könnte. Bestünde nicht gelegentlich noch ein überkommenes, innerhalb der Einzelforschung allerdings auch im Sinne zuchtvoller Selbstbescheidung notwendiges Präjudiz gegen allzu stark systematisierende und typisierende Auswertungen (die das Individuell-Einmalige jeglicher geschichtlichen Erscheinung zu mißachten in Gefahr stünde), so könnte man geradezu davon sprechen, daß die Geschichtswissenschaft selbst auf dem Wege ist, den „Besten ihrer Zeit“ und das hieße: den Jungen und ihrem Grundanliegen Genüge zu tun, indem sie die sozial-ontologischen Bauelemente der freiheitlichen Tradition und Verfaßtheit der deutschen und europäischen Geschichte der Gegenwart bewußt macht. Es gilt nur anzunehmen was längst angeboten wird (man vergleiche z. B. den von der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft herausgebrachten Sammelband „Herrschaft und Staat im Mittelalter“, „Wege der Forschung“ Band II; Darmstadt 1957, H. Gentner-Verlag). — Ob sich sogar einmal eine Kultusministerial-Behörde dazu aufschwänge, entsprechende Forderungen in einem Rahmen-Lehrplan für den Geschichts-Unterricht zu stellen, einschließlich der sie ergänzenden Aufforderungen an Autoren und Verlage der Geschichts-Lehrbücher?

Baumeister des deutschen Theaters

Die Reihe enthält Beiträge über Max Reinhardt, Edmund Reinhardt, Erwin Piscator, Leopold Jessner, Erik Charell, Carl Hagemann, Gustav Hartung, Theaterkritik und Kritiker.

VI. Carl Hagemann

Vermutlich wird man den Doktor Carl Hagemann nicht im nämlichen Sinn einen „Baumeister des deutschen Theaters“ nennen dürfen wie die stilbildenden, die schöpferischen Bühnenlenker der Epoche: Otto Brahm, Max Reinhardt, Leopold Jessner oder, in seiner eindeutigen Originalität, auch Erik Charell. Hagemann war wohl weniger ein eigenwillig gestaltender Architekt an diesem imposanten Gebilde, das als eines der imponierendsten Kapitel der deutschen Theatergeschichte überliefert ist, sondern er war — dies aber ganz gewiß — ein repräsentativer „Architektoniker“ am „Bau“: ein Gelehrter und Lehrer. Einer, der schon früh in seinen Büchern über die Kunst der Szene Wesentliches ausgesagt, und der noch spät, nach einer beachtlichen Theaterkarriere, als Leiter des berliner „Theaterwissenschaftlichen Instituts“ seinen Schülern, manchen Regisseuren, Dramaturgen, Schauspielern das fundamentale Wissen um die Mission und das Gesetz der Schaubühne mit auf den Weg gegeben hat.

Als der immerhin bereits fünfunddreißigjährige Carl Hagemann aus Hamburg, im Frühjahr 1906, zum ersten Mal eine Bühne sozusagen „von hinten“ sah, da war er noch der Feuilleton-Redakteur, der Theaterkritiker der essener „Rheinisch-Westfälischen Zeitung“. Er war auch schon der Autor einiger gewichtiger Bände über das Theater: über die „Kunst der szenischen Darstellung“, über „Schauspielkunst und Schauspielkünstler“, über die „Regie des musikalischen Dramas“. In Mannheim war die begehrte Position des Intendanten vakant geworden, und neben hundertzehn Theaterpraktikern — Direktoren, Regisseuren, Schauspielern, Sängern — hatte sich auch der Literat Hagemann beworben. Mannheim! Das war die junge, die vehement heraufkommende Industriestadt; aber auch die Stadt der klassischen Schillerbühne, die Stadt mit dem berühmten „besten“, weil interessiertesten Theaterpublikum, mit einer in Generationen kultivierten Theaterverliebtheit, ja Theatervernarrtheit. Diese schon immer beispielhaft demokratische und vorurteilsfreie Stadt Mannheim wagte im Jahre 1906 das seltene Experiment, einem Schriftsteller, einem Theoretiker — zum ersten Mal keinem Routinier mit erdienter Bühnenerfahrung — ihr geliebtes Theater anzuvertrauen. Hagemanns einzige Legitimation war eigentlich seine profunde Bildung. Sie war gepaart mit dem Talent, das in vielen europäischen Großstädten Erlebte in brillanter Formulierung wiederzugeben und dazu die eigenen Gedanken mit suggestiver Kraft vorzutragen. Hagemann hatte im Parkett des berliner Lessingtheaters, des Neuen Theaters am Schiffbauerdamm und vor allem im Deutschen Theater die Faszinationen dieser modernen Meisterbühnen des arrivierten Otto Brahm

und des frühen Max Reinhardt mit Gewinn studiert. In Paris hatte er die großartigen Opern-Inszenierungen der damaligen Opéra Comique gesehen. Was dann und wie der Regisseur Carl Hagemann in Mannheim, später am hamburger Deutschen Schauspielhaus und schließlich in Wiesbaden inszenierte, das alles offenbarte gewiß keinen originalen Hagemann-Stil.

Hagemann war in jener Zeit auch keineswegs der einzige „Provinzler“, der die klare Ambition verkündete, das traditionelle „Provinztheater“ zu reformieren und zu modernisieren. Auch in Frankfurt leitete Karl-Heinz Martin im alten „Orpheum“ auf der Zeil eine neue Schauspielbühne, und auch ihn nannte man einen „Reinhardt in der Westentasche“. Hagemanns erfolgreichsten Opern-Aufführungen, etwa seine „Carmen“, oder „Hoffmanns Erzählungen“ waren sehr orthodoxe Kopien der pariser Originale des großen Albert Carré. Aber in Mannheim und erst recht später in Wiesbaden, wo Herr von Hülsen in dem prunkvollen Haus an der Kurpromenade in unverfälscht wilhelminischem Paradestil seine bombastischen Marionetten kommandierte, wo in jedem Monat Mai ein unwahrscheinlich verkitschter „Oberon“ in Anwesenheit der kaiserlichen Majestäten als pompöses Festspiel serviert worden war, hier wirkte der moderne Hagemann wahrhaft als Sensation. In den umliegenden großherzoglichen Residenzen, in Karlsruhe und Darmstadt, aber auch in Mainz und Heidelberg, wo dicke Patina den ererbten Hoftheater-Stil gegen frischen Luftzug abschirmte, dort war der hamburger Herr aus der Literatur von vornherein verdächtig. Der Mann, der öffentlich und sogar auf seiner Bühne die damals bei Hofe und natürlich auch im „loyalen Bürgertum“ verfemten Autoren propagierte: Oscar Wilde, Wedekind, Eulenberg, dieser feuerrote Revolutionär war geradezu eine Gefahr. Die „gutgesinnte“, die „anständige“ Presse erkannte flugs ihre Aufgabe, die vornehmen Karlsruher, Darmstädter, Mainzer und Heidelberger vor Ansteckung zu schützen. „Hagemann“ — im übrigen ein eleganter Grandseigneur aus reichem Hause — war damals fast im ganzen geruhsamen Süden des Reiches eine berüchtigte Marke. Es gab Fehden, Campagnen, ja, es gab eine ganze Literatur gegen ihn. Natürlich fochten wir, die Jungen, fanatisch auf seiner Seite. Bevor man noch sein Schüler wurde, gehörte man zu seiner Leibgarde. Man schrieb Proteste und Pamphlete gegen die Reaktion, denn just in Mannheim, wo uns noch ein anderes Idol — der herrliche Ludwig Frank mit dem Lasalle-Kopf — faszinierte, hier befand man sich in der Tat für geistige Kämpfe im rechten Klima. Ludwig Frank war nicht irgendein Rechtsanwalt, ein Strafverteidiger, ein begeisternder Redner, sondern er war „unser“ Anwalt, der Anwalt und Verteidiger der Jugend. Ludwig Frank war nicht irgendein Reichstagsabgeordneter, sondern er war rundweg „unser“ Reichstagsabgeordneter. So war in Mannheim auch Carl Hagemann nicht irgendein Intendant, auch nicht „der“ Intendant, dem die Erwachsenen dieser theaterfreudigen Stadt mit Hochachtung begegneten und dessen Gruß sie stolz, als persönliche Ehrung nach Hause brachten, sondern er war „unser“ Intendant, und auf uns konnte er sich wohl verlassen.

Selbstverständlich muckte auch in unserer Stadt eine Clique aus Vollbärten gegen Hagemann auf. Ihr Trompeter war der Theaterkritiker der konservativen Lokalzeitung, ein Gymnasiallehrer, der in der Tat einen dichten grauen Vollbart würdig durch die Straßen und auf seinen Sperrsitz trug. Sein boshafte Gemecker verdichtete sich eines Tages, nach der Carlos-Première,

zu der Pointe, Hagemann sei ein „guter Dekorateur“, aber die Schauspieler sollten sich doch nicht zu „Schaufenster-Puppen“ degradieren lassen.

Nun mußte „etwas geschehen“, mehr als nur ein Gegenhieb in einer auswärtigen, etwa einer berliner Zeitung oder Zeitschrift. Dort wußten wir ohnehin unausgesetzt die Trommel zu rühren für Hagemanns mannheimer Theater, das wir natürlich für die erste und fortschrittlichste Bühne Deutschlands hielten. Diesmal jedoch, nach dieser empörenden Provokation sollte etwas Außergewöhnliches, etwas Unerhörtes Ereignis werden. Und es geschah. Vor Beginn der nächsten Premiere, im ausverkauften Nationaltheater, saß auch wieder unser Vollbart ahnungslos auf seinem Kritiker-Platz. Wir, verstärkt durch gleichgesinnte heidelberger Studenten, füllten hoch oben im vierten Rang, auf dem „Olymp“, den Raum der Stehplätze, viel weniger ahnungslos als der Feind dort unten in der dritten Reihe, denn wir wußten, was kommen würde. Es wurde dunkel. Der Vorhang hob sich. Aus dem Kronleuchter spritzten die Scheinwerfer auf. Aber nicht die Szenerie des ersten Aktes wurde sichtbar, sondern nur eine schwarze Gardine. Sie öffnete sich. Ein Herr in tadellosem Cut erschien, die Hornbrille auf der Nase, einen Zettel in der Hand. Das Publikum mochte glauben, ein Schauspieler sei erkrankt, eine Umbesetzung werde angekündigt. Der Herr im Cut, einer von Hagemanns Dramaturgen, aber sprach: „Ich habe Ihnen im Namen des Ensembles eine Mitteilung zu machen. Die Schauspieler und das technische Personal weigern sich, mit der Aufführung zu beginnen, so lange sich der Kritiker des Mannheimer Anzeigers im Haus befindet.“ Ab. Und prompt trat der „Olymp“ in Aktion. Ein Orkan brach los. Man rief, man schrie, man raste: „Raus! Raus!“ Aus einer Proszeniumsloge übertönte den Tumult ein hellroter Sopran: „Licht! Licht!“ Es wurde hell. Tausend Flugblätter flatterten vom vierten Rang in den Saal. Der Name Hagemann wurde gerufen. Da war's auch schon ein unwiderstehlicher Chor. Tausend Menschen klatschten, trampelten, und dazwischen tobte von oben das Trommelfeuer: „Raus! Raus! Raus!“ — Jedes mannheimer Kind erfährt gleich in der ersten Schulklasse von Mannheims größtem historischen Ereignis: der Uraufführung der „Räuber“. Sie soll ein unbeschreiblicher Triumph des jungen Schiller gewesen sein. Verglichen jedoch mit dem Sturm, den wir gegen jenen Kritiker entfesselt, mit den Ovationen, die wir für Hagemann entzündet hatten, war's bestimmt nur ein gelindes Wetterleuchten. Selbstredend siegten wir. Selbstredend verließ der böse Vollbart das Theater und betrat es monatelang nicht wieder. Es gab Geplänkel und wohlgesetzte Erklärungen zwischen Theater und Kritikerverband, die schließlich in die obligate Aussöhnung mündeten. Aber es war nicht daran zu tippen, daß mal etwas — wir sagten: endlich etwas Vernünftiges — geschehen war und daß jene kritische Feder denn doch mit der Zeit recht kleinlaut wurde. Nicht so ganz konnten wir in unserem aufgeregten Elan die Haltung unseres Helden begreifen. Er blieb immerzu ruhig und gelassen. Er sagte, er lese überhaupt keine Rezensionen, außer seinen eigenen essener Kritiken, die er gerade zu einem neuen Essayband zusammenstelle. Er lächelte nur und nahm alles, was uns zu wilden Rebellen machte, nur komisch. Erinnert man sich heute unserer wundervollen Theaterschlachten und ihrer Ursachen, so darf man gewiß die Gräfin in Georg Kaisers prächtiger Parodie „Kolportage“ zitieren: „Es war der reine Bolschewismus“. Freilich mußte man's, um nicht mißverstanden zu

werden, im unvergeßlichen Tonfall der unvergeßlichen Adele Sandrock sagen.

Die Begeisterung für den Bühnen-Reformator Carl Hagemann wandelte sich bald in andächtigen Respekt vor dem Schriftsteller, dem Theater-Gelehrten, dem Bühnen-Lehrer, eben vor dem „Architekten“ der Szene. Lange bevor er seinem Lehrstuhl an der berliner Universität den besonderen Akzent einer sehr attraktiven Repräsentanz einprägte, lernte man auf Hagemanns mannheimer oder wiesbadener Seminar alles Theoretische und alles Praktische vom und am „Bau“. Viele seiner „Anhänger“ wurden seine Schüler. Was lernten sie?

Ein Dramaturg, lehrte Hagemann, sei nicht zu verwechseln mit einem Lektor. Dieser lese die eingehenden Stücke — in Mannheim waren's jährlich zweitausend Manuskripte — und er berichte darüber dem Intendanten oder Direktor. Der Lektor verfasse auch die täglichen Theaternotizen für die Presse. Schließlich redigiere er den Theaterzettel oder das Programmheft, und zum meist drucke er anderwärts Gelesenes, früher schon Gedrucktes abermals ab. Der Dramaturg jedoch, sagt Hagemann, habe „die einzelne Dramendichtung vollends bühnenfähig zu machen“. Die Umarbeitung klassischer Werke, die Bearbeitung zeitgenössischer Dramen für den Zweck, die szenischen und Besetzungsmöglichkeiten seiner speziellen Bühne obliege ihm. Er, der Dramaturg, sei der Vermittler zum Autor, dessen anregender Helfer und eigentlich ein schöpferischer Mit-Dramatiker. Das Publikum habe er durch literarische Vorträge für die Probleme der modernen Literatur zu interessieren. „Bildungsbedürftigen und eifrigen Schauspielern“ sagt Hagemann, habe der Dramaturg „mit Rat und Tat zur Verfügung zu stehen“. „Im ganzen hat der Dramaturg die literarische Leitung des gesamten Instituts zu versehen und die Verantwortung für den an seiner Bühne herrschenden Geist zu tragen.“

„Dem Regisseur hingegen“ fährt Hagemann fort, „wird jedesmal eine bestimmte einzelne Aufgabe zuerteilt, für deren bühnenmäßige Durchführung er allein mit allen Konsequenzen die Verantwortung trägt.“ „Der Regisseur ist Stellvertreter und gleichsam Verweser des Dramatikers auf der Bühne. Er ist das ausführende, nachschaffende Organ des in dieser Hinsicht oft recht unbeholfenen, auch unwissenden Dichters. Er hat mit den Ausdrucksmitteln der jeweiligen Bühne die dramatische Dichtung als Gesamtkunstwerk in einer der dichterischen Absicht entsprechenden Weise zur Darstellung zu bringen.“ „Er muß eine allgemeine, besonders philosophische, ästhetische und kulturhistorische Bildung haben, muß wissen, was die verschiedenen Zeiten auf den einzelnen Kunstgebieten, in der Literatur, der Malerei, der Plastik, in den Kunstgewerben und auch sonst im Verkehr der Menschen untereinander hervorgebracht haben und muß so dem Geist der Epochen nachspüren können, denen die verschiedenen dramatischen Werke angehören.“ „Der Regisseur muß ausgestattet sein mit sicherem Bühneninstinkt, treffendem Stilgefühl, großer autoritativer und suggestiver Macht, sowie mit einer verlässlichen Kenntnis der technischen Bedingungen aller Hilfskünste der Szene.“

Der ideale Direktor, lehrte uns Carl Hagemann, war Otto Brahm. (Freilich hatte er und hatten wir damals die überragende direktoriale Potenz Edmund Reinhardts noch nicht gekannt.) Brahm war weder Schauspieler noch Regisseur. „Er hat bekanntlich selbst niemals Regie geführt.“ „Der Bühnenleiter hat von Rechts und Pflichten wegen Bildung, Bühneninstinkt, genaues Wissen um

die artistischen Möglichkeiten und Erfordernisse seines Theaters, organisatorische und in hohem Grad kaufmännische Fähigkeiten in sich zu vereinigen.“ Vor allem aber muß er ein Menschenkenner sein, ein Psychologe. Denn vor, auf und hinter der Bühne hat er's unausgesetzt mit Menschen zu tun, mit zum meist sensiblen und impressionablen Menschen, und jedem hat er den ihm gebührenden, den „richtigen“ Platz in seinem Unternehmen zuzuweisen. Für den staatlichen und städtischen Theaterleiter, den Intendanten, fordert Hagemann die unbedingte Freiheit für eine selbständige und verantwortliche Arbeit. „Wenn er schon einmal für den schwierigen und undankbaren Posten geeignet erscheint, so soll man ihn nicht mit allerhand Nebenbehörden oder Laienkommissionen umgeben.“ „Der Anstellungsvertrag verpflichtet ihn, für einen geregelten und würdigen Betrieb zu sorgen. Die einzelne Kunsttat jedoch ist eine ganz und gar freiwillige Leistung, die nicht vom Wunsch und Willen eines Bürgermeisteramts abhängig gemacht werden kann. Ein Theaterbetrieb darf nicht in der schemenhaften Weise geleitet werden wie das Gas- und Wasserwerk oder die elektrische Straßenbahn.“

So lehrte Carl Hagemann.

Im Frühjahr 1945 kam — als Kultur-Offizier der amerikanischen Armee — sein Schüler und ehemalige Dramaturg Benno Frank nach Deutschland zurück. Seit 1944 waren die Theater geschlossen. Viele Bühnenhäuser waren zerstört. Die Musen trauerten. Man hatte sie ihres Wesens beraubt. Sie waren zu Gefolgschaftsmitgliedern der Rüstungsindustrie geworden, und auf ihre seidenen Locken hatte man den Stahlhelm gestülpt. Benno Frank hatte den Befehl, aber auch die Ambition, die grausam ramponierten Dinge ehestens wieder an ihren Platz zu rücken. Wir suchten Carl Hagemann. Wir fanden ihn. An seinem herrlichsten Tag erlebte der Vierundsiebzigjährige das Glück, als erster repräsentativer Bühnenleiter nach der Sintflut sein altes wiesbadener Theater wiedereröffnen zu können. Das war im Spätsommer 1945. Bald darauf, am nächsten Weihnachtsabend, ist er gestorben. Carl Hagemann war ein wirksamer, ein sicherlich lange nachwirkender, ein großer Lehrmeister, und so war er doch auch einer der Baumeister des deutschen Theaters.

Rainer Maria Rilke und das Judentum

Dem Andenken von Richard von Mises

Als Empfängerin von Briefen, in denen der Dichter Rainer Maria Rilke sich erstmalig und einmalig mit dem jüdischen Problem auseinandergesetzt hat, lag es für die Verfasserin nahe, nach dem Tode Rilkes zu der Frage: wie war Rilkes Beziehung zum Judentum und zu Juden, Stellung zu nehmen. Da das seiner Zeit Mitgeteilte gewiß nicht nur eine vom Augenblick inspirierte Meinung herausstellte, durften die damaligen Äußerungen bereits als Ausgangs- und Anhaltspunkte genommen werden. Gewiß, die Schreiberin hatte im Rahmen des Briefwechsels (1921-25) zuerst das jüdische Problem, vor allem das Thema Antisemitismus, zur Sprache gebracht. Manche schmerzlichen, antijüdischen Erfahrungen gaben den Anlaß dazu. Aber Rilke griff das Thema sofort auf, vertiefte sich in die Zusammenhänge und versuchte, das Wesen des Judentums, seine erhabene und komplexe Existenz zu deuten. — Die Maßnahmen des Hitler-Regimes, jahrelange Inhaftierung in Konzentrationslagern usw., machten die Ausführung der Arbeit lange Zeit unmöglich. Erst nach Beendigung des Krieges konnte allmählich mit den notwendigen Studien begonnen werden. Die inzwischen neu veröffentlichten Briefbände, besonders aber der Einblick in noch nicht zugängliche Korrespondenzen, der der Verfasserin gestattet wurde, förderte dann noch wichtiges, zusätzliches Material zu Tage.

Es muß unumwunden zugegeben werden, daß Rilke in den tausend und abertausend Briefen, die er schrieb, und die wir kennen, die Judenfrage niemals erörtert hat. Nur die zwei großen, allerdings ungemein aufschlußreichen Briefe an I. B. W. (Br. a. Muzot: 28. Dez. 21; 25. Apr. 22) beschäftigen sich mit dem jüdischen Problem. Es wäre aber verfehlt, wollte man aus dieser Tatsache irgendwelche Schlüsse ziehen. Rilke war von Natur kein Polemiker. Er sammelte das Leben ein in dem weitoffenen Gefäß seines Ichs. Dort bewegte, nuancierte, formte er die Fülle der Wahrnehmungen und Erkenntnisse, um sie dann, jeweiligen Anlässen entsprechend, in seiner Dichtung, im Briefwechsel, an die Menschheit weiter zu geben.

Es ist bekannt, daß Rilke, der intensive Bibelleser, sich zu keiner Zeit und an keinem Ort von seiner Bibel trennte. Er las fast täglich darin. Er zerpflückte geradezu das A. T., dem seine Vorliebe galt, mit Strichen, Rotstiftankreuzungen und Bemerkungen. Ja, so sehr war er von dem Inhalt der fünf Bücher Moses, von den Psalmen, durchdrungen, daß ihm „das A. T., wo immer wir es aufschlugen, zum Ereignis, zum Klima“ wurde (Br. 25. Apr. 1922).

Eine so starke Beschäftigung mit dem A. T., das nach Rilke „voller Zeigefinger ist auf Gott zu“ (Br. a. e. Arbeiter), konnte bei einem so eindrucksempfindlichen Menschen wie Rilke nicht spurlos vorübergehen. Mag es auch zu keiner bewußten Übernahme jüdischer Glaubensweisen bei ihm gekommen sein, unbewußte Angleichungen haben sicherlich stattgefunden. Es verwundert da-

her auch nicht, wenn im Werk des öfteren Formulierungen auftauchen, die an biblische Texte, an Talmudstellen usw. erinnern. Denken wir z. B. an das späte Gedicht „Der Tod Moses“. Es ist, wie Rilke selbst angibt, (unv. Br. Aug. 1917) „nach einer herrlichen, bei Herder übersetzten, apocryphen Stelle des Talmud gearbeitet“. Oder jene Zeile aus dem XII. Sonett: „das mit Anfang oft schließt und mit Ende beginnt“. Klingt sie nicht wie das Echo jener Stimme des jüdischen Weisen, der sagte: „Der Anfang zeugt für das Ende, und das Ende wird für den Anfang zeugen“. Auffälliger noch als diese äußerlichen Ähnlichkeiten zwischen Rilkeschem und biblischem Sprachgebrauch sind die vielen ideologischen Übereinstimmungen. Es ist interessant und von eigen- tümlichem Reiz, diesen verschlungenen und doch offensichtlichen Zusammen- hängen nachzuspüren.

Die jüdische Religion, die eine Lehre der Entscheidung und Verwirklichung darstellt, fordert den Menschen wieder und wieder auf, den heiligen Weg der Tat zu beschreiten. „Bahnet, bahnet den Weg“, steht geschrieben. Denn dann kann geschehen, daß, wie die Weisen des Ostens sagen, „der Fromme durch seine Tat und Entscheidung die auseinandergefallene Welt eint“. Seit jenem großartigen Bund und Begegnen am Sinai, da der religiöse Impuls des Volkes den göttlichen Auftrag zu „entfernten Taten“ hervortrieb, da auf den Anruf des unerbittlichen, kategorischen „Du sollst“, nur die eine Antwort blieb: Tun! — seitdem ergeht in der von Angesicht zu Angesicht Beziehung zwischen Gott und Jude immer wieder das Tatgebot. Ob es der Satz aus der Offen- barungsgeschichte ist: „Alles was Er gesprochen hat, wollen wir tun und hören“; (Gen. 4, 7) ob die Abschiedsworte Moses ermahnen: „Denn es ist das Wort gar nahe bei Dir, in Deinem Munde und in Deinem Herzen, daß Du es tust . . .“, (Deut. 30, 14) immer ist die Tat das Bestimmende. Sie be- reitet die Verwirklichung Gottes auf Erden vor und legt das Schicksal Gottes in die Hände des Menschen. Dieser hohen Verantwortung ist sich auch Rilke überaus bewußt. Er weiß: „mit meinem Reifen reift Dein Reich“, (Stdb.) weiß, daß „das Hiesige recht in die Hand nehmen“ . . . „die große Gebrauchs- anweisung Gottes“ (Br. a. e. Arbeiter) ist. Jenes Gottes, der nur „mit der Tat erfaßt, mit Händen nur erhellt“ wird. (Stdb.) Ja, der Mensch ist — und hierin stimmen die jüdische und Rilkesche Anschauung ungemein überein — der Träger des Göttlichen. Und wenn der Dichter in einem Brief (16. Mai 11) schreibt: „ich kann religiöse Naturen nicht begreifen, die Gott als das Ge- gebene hinnehmen und nachfühlen, ohne sich an ihm produktiv zu versuchen“, so ist diese Stellungnahme durchaus keine „Vermessenheit“, wie Mason be- hauptet. Vielmehr ist es der Ausdruck einer leidenschaftlichen Bereitschaft, an Gott „zu bauen“ im Sinne der Offenbarung. Denn dieses Leben, in das der Mensch, wie Rilke in dem besinnlichen „Märchen von den Händen Gottes“ erzählt, von Gott, ohne den „es keine Vollendung“ gibt, hineingestellt ist, muß durch das Werk der Hände, durch das schaffende Prinzip, seine Krönung erfahren.

Diese wunderbare Gleichzeitigkeit von Passivität (Geschaffenwerden durch Gott) und Selbst-Schaffen (Aktivität durch Tun), die in dem genannten Märchen symbolhaft dargestellt wird, sie ist es, die den Juden gleicherweise in Gott und im Leben verwurzelt, in diesem unendlichen Raum, darin Leben Religion und Religion Leben ist. „Das Leben und den Tod habe ich vor Dich hin-

gegeben, den Segen und den Fluch. Und Du sollst das Leben erwählen.“ (Deut. 30, 19) Selbst das Leiden, diese ewige Wegzehrung des jüdischen Menschen, beeinträchtigt die Entscheidung für das Leben nicht. Denn, so sagt der Talmud: „Leiden sind ein Weg des Lebens.“ Auch Rilke, der, anders zwar als der Jude, aufs Äußerste erfahren hat, daß „das Leben schwerer ist, als die Schwere von allen Dingen“, hat sich uneingeschränkt für das Leben entschieden. Trotz aller Trübsal, Wirrnis und Entstellung der Welt glaubt er „an die vollkommenen, weithin unerschöpflichen Möglichkeiten des Lebens“ und versichert: „daß ich das Leben für ein Ding von der unantastbarsten Köstlichkeit halte“. (Br. 9. Okt. 18) Auch jenes Schlußbekenntnis der 9. Elegie, womit der Dichter Leid und Leben gleichsam ineinander aufgehen läßt, hat nicht etwa in einer philosophischen Weltanschauung ihren Ursprung, sondern in einer Religiosität, die der des A. T. tief verwandt ist: „Siehe, ich lebe. Woraus? Weder Kindheit noch Zukunft werden weniger . . . Überzähliges Dasein entspringt mir im Herzen.“

Freilich, diese Haltung des Juden, alles Leid, weil von Gott gesandt, ergeben zu ertragen, liegt der Rilkeschen Leidbejahung, die in den Elegien am stärksten ausgesprochen wird, kaum zu Grunde. Anderes hat hier bestimmend gewirkt. Anderes — und doch wieder Urjüdisches. Jedem Leidgeschehen unterlagert, dem Wesen des Judentums entsprechend, die Forderung des „Und dennoch!“ Denn erst, wenn aus dem bloßen Leidhinnehmen tätiges Leid, d. h. Leidgestalten wird; wenn aus der Tiefe des Elends, dort „wo der Abgrund ein Wohnort war“ (Br. 22. Febr. 23) das stolze „Und dennoch!“ ertönt; erst wenn aus dumpfem Überwältigtsein die große Bewältigung gelingt, die Schmerz in Kraft verwandelt: erst dann führt Leiden „zu unendlicher Zustimmung und immer noch Zustimmung zum Da-Sein“. (Br. 13. März 22) Seit den Tagen Abrahams und Elijahus, seit den Heimsuchungen Hiobs, hat dieses gewaltige „Und dennoch“ den Juden durch Jahrtausende der Bedrückungen und Verfolgungen begleitet. Und hat ihm, dem „großen Dissenter“ (Leo Baeck) im Kampf um seine Selbstbehauptung zur Seite gestanden. Nur von diesem zur Tat anfeuernden „Und dennoch“ aus kann Hiobs klassischer Ausspruch der Leidbejahung „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gepriesen“ (Hiob, 1, 21), können die Worte Rabbi Akibas „Was Gott tut, ist zum Guten“ in Wahrheit verstanden werden. Und wenn in unseren Tagen die Stimme Karl Wolfskehl's in dem Gedicht „Und dennoch“ auf „Tod und Grauen“, auf „Wehruf, Schwur und Flehn“ mit dem in jeder Strophe wiederholten, grandiosen Refrain antwortet: „Und dennoch sind wir da“; wenn Rilke in seinem „Cornett“ trotz Krieg und Feindschaft nur weiß: „was geschieht, ist gut“ oder in den Sonetten bekennt: „Ach, der Erde, wer kennt die Verluste? / Nur wer mit dennoch preisendem Laut / sänge das Herz, das ins Ganze geborne“, (2. Teil, II) „Wir gerecht nur, wo wir dennoch preisen“ — (2. Teil, XXIII) dann ist es hier wie da die alttestamentarische Entscheidung des „Und dennoch“, die „aus der Nacht der Verneinung“ zur Leidbejahung führt.

Die große Anerkennung des Daseins drückt in der Sprache des A. T. das Wort „preisen“ aus, ein Wort, das trotz allem Leid und in allem Leid nie verstummt. Das gleiche Wort, um das Gleiche auszusagen, gebraucht Rilke. „Preise dem Engel die Welt“. (9. Elegie) „Wir gerecht nur, wo wir dennoch

preisen“ usw. Viel häufiger aber bedient er sich des Wortes „rühmen“, das dem Bibelwort sinngemäß völlig gleichkommt. „Rühmen, das ist“ (Sonnette 1, VII) „Nur im Raum der Rühmung darf die Klage / gehn“; (Sonnette 1, VIII) „Mein Atem reicht für die Rühmung nicht aus“ (7. Elegie) Am großartigsten aber bricht dieses geradezu biblische Bedürfnis, zu preisen und zu rühmen in einem späten Gedicht (Dez. 1921) durch. Jedem Lebensstadium, jedem Lebensinhalt, sei es „Das Tödliche und Ungetüme“, „das Namenlose und das Anonyme“, „das Stille und das Ungestüme“ antwortet der wie ein Schwur herausgestoßene Ausruf: „weil ich rühme!“

Die Bejahung des Daseins hat den Juden von jeher bestimmt, seine geistigen, seelischen und körperlichen Kräfte vor allem auf das Diesseits — Rilke nennt es gern „das Hiesige“ — zu konzentrieren. Auch wenn ein Jenseits anerkannt wird, so ist diese höhere Welt in der jüdischen Religion sozusagen nur rückwirkend bedeutsam. Das Volk, das einst „im Zeichen des Bundes zwischen mir und der Erde“ (Gen. 9, 8-13) die Zehn Gebote empfangt und dadurch das Jenseits in das Diesseits einordnete, dieses Volk hat das Diesseits als Aufgabe übernommen. Daher gelten dem Juden alle irdischen Leistungen und Bewährungen mehr als die Verheißungen des Jenseits. Auch Rilke stimmt dieser Überzeugung, sich vom Jenseits her, aber nicht zum Jenseits hin, lenken zu lassen, uneingeschränkt zu. Und die Auffassung des Talmud „größer ist es, wenn einem die Straßen der Heimatstadt erhellt sind, denn die Bahnen des Himmels“, findet bei ihm eine Bestätigung: „Welcher Wahnsinn, uns nach einem Jenseits abzulenken, wo wir hier von Aufgaben und Erwartungen und Zukünften umgeben sind!“ (Br. a. e. Arb.) So wird der Tempelraum der Welt für den jüdischen Menschen ebenso wie für Rilke gleichsam zum Allerheiligsten, wird zu „einem Aufstieg Gottes aus dem atmenden Herzen“. (Br. 22. Feb. 23)

Die starke Gebundenheit und Verbundenheit an das Irdische durchziehen wie ein Leitmotiv das ganze Werk Rilkes. Da ist z. B. die Stelle aus der Bremer Festspielszene (1902) „Und hier ist Kirche, hier wird Gott gegeben, / Und wo Du stehst, da ist geweihtes Land.“ Stehen diese Zeilen in einem Stundenbuch-Gedicht: „Kein Jenseitswarten und kein Schaun nach Drüben / Nur Sehnsucht, um den Tod nicht zu entweihn und dienend sich am Irdischen zu üben“. Heißt es in der 9. Elegie: „Erde, Du liebe, ich will . . .“ „Namenlos bin ich zu Dir entschlossen“ . . . Endet der imaginäre Brief an einen Arbeiter: „Gebt uns Lehrer, die uns das Hiesige rühmen“. Und schreibt der Dichter am „Drei Königs Tag 1923“ an die Gräfin Sizzo: „Ich liebe nicht die christlichen Vorstellungen eines Jenseits, ich entferne mich von ihnen immer mehr.“

Wenn aber, gemäß der jüdischen Lehre, der Mensch, dem die Heiligung des Irdischen durch die rechte Tat anvertraut ist, nicht mehr als Schaffender das Leben auf sich nimmt, sondern als ein Geschickten und Trieben Erliegnder, wird er zum Sünder. Sein individuelles Verhalten erzeugt sozusagen die Sünde, die wiederum nur durch individuelle Sühne gebüßt und — vergeben werden kann. Diese rein jüdische Auffassung unterscheidet sich grundsätzlich vom Sündenbegriff des paulinischen Christentums, das Sünde als ein für allemal gegeben betrachtet. Nur die eschatologische Vergebung kann davon befreien. So stehen sich also zwei völlig verschiedene Auffassungen gegenüber: die christliche, die von der Erbsünde, der Urschuld, der Schicksalstragödie des

Menschen überzeugt ist, und die jüdische, die nur die Tragödie des Individuums kennt, aus der sich der Mensch durch seine singulare Entscheidung und Umkehr befreien kann. Und aus der Gott durch seine Versöhnung erlöst. „Das Judentum ist Versöhnungsreligion“. (Baeck, „Wegen des Judentums“ S. 183) Hierin liegt die große Hoffnung und Verheißung, die jedes Jahr aufs Neue am Versöhnungstag, dem höchsten jüdischen Feiertag, in den Gebeten der Gläubigen widerhallt.

Es dürfte nach dem Bisherigesagten einleuchten, daß Rilke, gleich dem Juden, die Freiheit seiner Handlungen nicht durch die Vorstellung von einer Erbsünde angetastet wissen will. Je mehr er Leben und persönliche Tat als verpflichtende Einheit anerkennt, je deutlicher fühlt er, „daß das Leben nicht das Feindliche sei, sondern ich, ich selbst, und alles andre mit mir“. (Br. 17. Dez. 06) Auf diesen Unterschied zwischen der Unberührtheit, ja Makellosigkeit des Lebens an sich und dem, was der Mensch daraus macht, weist Rilke häufig hin. Ob er im „Brief an einen Arbeiter“ sich gegen die Vorstellung von der Erbsünde wehrt: „ich will mich nicht schlecht machen lassen um Christi willen, sondern gut sein für Gott. Ich will nicht von vornherein als ein Sünder angeredet sein, vielleicht bin ich es nicht“, ob er in einem Briefe (22. Febr. 23) erklärt: „Mehr und mehr kommt das christliche Erlebnis außer Betracht; der uralte Gott überwiegt unendlich. Die Anschauung, sündig zu sein und des Loskaufs zu bedürfen als Verantwortung zu Gott, widerstrebt immer mehr einem Herzen, das die Erde begriffen hat“ — immer will der Dichter sich das Recht vorbehalten, in Sündenreinheit oder ureigener Sündenschuld direkt vor Gott hintreten zu können, er, der freie Mensch, den Gott in seinem Ebenbilde schuf.

So wie Rilkes Gottauffassung und Daseinsbetonung eher der jüdischen als der christlichen Anschauung entspricht, so zeigt auch seine Christusinterpretation starke Abweichungen von der biblischen Vorlage. Zwar hat die Jesusfigur Rilke von Jugend an eigentümlich beschäftigt. Hat ihn angezogen oder zurückgestoßen. Aber niemals in all diesem Für und Wider hat er die göttliche Existenz und Funktion Jesu' anerkannt. Zudem erscheint ihm die Mittlerschaft von Christus als eine „Entstellung“ und „Verdrängung“, weil sie die unmittelbare Beziehung von Mensch zu Gott, zu dem „ursprünglich erfahrenen Gott“ unterbricht. (vgl. die Briefe an I. B. W. 28. Dez. 21; 25. Apr. 23) Die jüdische Überlieferung erkennt, wie wir wissen, nur den Menschen Christus an, ihn, in dem sich „das Reine und Gute des Judentums offenbart“, und der „in der jüdischen Zuversicht und Sehnsucht durch sein Leben und in seinen Tod gehen konnte — ein Jude unter Juden“ (Baeck, „Das Evangelium als Urkunde der jüdischen Glaubensgeschichte“). Gegen den „Mittler“ — „Keiner kommt zum Vater denn durch mich“ (Joh. 14, 6) — wendet sich das jüdische Empfinden. Und „daß Du ein Mensch bist und machst Dich selbst zum Gott“ (Joh. 10, 33), das führt zur Scheidung und Unterscheidung zwischen der jüdischen und der christlichen Religion.

Wie nahe auch in diesem Falle Rilke der jüdischen Einstellung kommt, belegt sein dichterisches und sein epistolares Werk. Schon ein poetischer Versuch des 18jährigen gibt die grundsätzliche Haltung wieder. Das Jugendgedicht (unv.) beginnt: „Er war ein Mensch wie ich; — doch er vertraute /

auf seine eigne Stärke allzu sehr. / Wohl war er groß, — und hatte edle Ziele / Sich vorgesteckt: Doch *eines* macht ihn klein: Daß er im Übermaße der Gefühle / Verleugnete ein schlichter Mensch zu sein“. Und die Schlußzeilen lauten: „Er wär als *Mensch so göttlich groß* geblieben / Doch nun als *Gott* erscheint er *menschlich klein*“. Die gleiche Vorstellung spricht aus den späteren Christus-Gedichten: Christus, der Mensch, tritt auf. Die Inanspruchnahme Gottes, die Vater-Sohn-Beziehung, die göttlichen Funktionen, fehlen. Es bleibt zu erwägen, ob die innerlichen Übereinstimmungen mit dem A. T. nicht dazu geführt haben, die Gedichte altbiblischen Inhalts (vgl. „Stimme im Dornbusch“; „Tröstung des Elia“; „Ein Prophet“ usw.) eher im Sinne der ursprünglichen Niederschrift abzufassen als jene Gedichte, die sich auf das N. T. beziehen. Psychologisch wäre es durchaus verständlich, wenn bei der Darstellung rein christlicher Themen ein — bewußtes oder unbewußtes — Projektionsbedürfnis dazu verführte, anstatt des Christus aus dem N. T. eine Gestalt zu erdichten, die im Grunde genommen — Rilkesche Züge trägt. Auf einige in dieser Beziehung besonders charakteristische Gedichte sei kurz hingewiesen:

„Die Auferweckung des Lazarus“: Die Auferweckung steht nicht im Zeichen der Wunder- und Liebeskraft Jesu. Vielmehr handelt Christus bei Rilke eigentlich aus Schwäche, indem er denen zu Willen ist, die „Zeichen brauchten“. „Und da ging er hin, das Unerlaubte / an der ruhigen Natur zu tun. / Zürnender“. — „Der Ölbaumgarten“ zeigt in einer sozusagen überbelichteten Momentaufnahme den Menschen Jesus in tiefster Einsamkeit und Gottverlassenheit. „Ich bin allein mit aller Menschen Gram / den ich durch Dich zu lindern unternahm / der Du nicht bist. O namenlose Scham“. Entgegen der biblischen Situation verleiht auch der Engel keine Stärke. „Warum ein Engel? Ach es kam die Nacht“. — „Kreuzigung“: Hier wird in gespenstischer Realität der Tod des Menschen Jesus“, des von der Welt und von Gott Verlassenen, geschildert. Rilke vernachlässigt den Gekreuzigten aufs Äußerste. Das Gedicht schließt mit der beinahe vulgären Feststellung: „Und er selber brüllte und verfiel“. — In „Christi Höllenfahrt“ treibt — was die Rilke-Forschung bisher wohl übersah — ein jüdisches Motiv die Handlung eigentümlich an. Nachdem Christus nämlich die individuellen Leiden „endlich verlitten“ hat, tut sich der Abgrund der Hölle vor ihm auf, „daß über dem Ende der seinen / (unendlichen) ihre, währende Pein erschrecke“. Diese „währende Pein“ aber ist die Erbsünde. Sie wird durch die symbolische Begegnung mit Adam noch akzentuiert. Aber Christus, der „zu Adam den Aufblick eilig“ nur hob, tritt „plötzlich (höher, höher)“ losgelöst von den anderen, hervor. Kein Gott und kein Mensch im christlichen Sinne. Sondern der um seiner eigenen Schuld willen, um der Schmerzen der anderen willen tief leidende, freie Mensch. Als solcher steht er am Ende da: „ohne Geländer“. „Eigentümer der Schmerzen.“

Es kann nicht übersehen werden, daß die Rilkesche Christusvorstellung in manchem parallel geht mit der Auffassung der Juden. Wenn aber aus einer Überzeugung eine Polemik in scharfem Ton wird, kann weder Jude noch Christ dem zustimmen. Äußerungen wie die folgende wirken daher befremdend und taktlos: „Übrigens müssen Sie wissen, Fürstin, ich bin seit Cordoba von einer beinah rabiatischen Antichristlichkeit . . . Jetzt ist hier eine Gleichgültigkeit

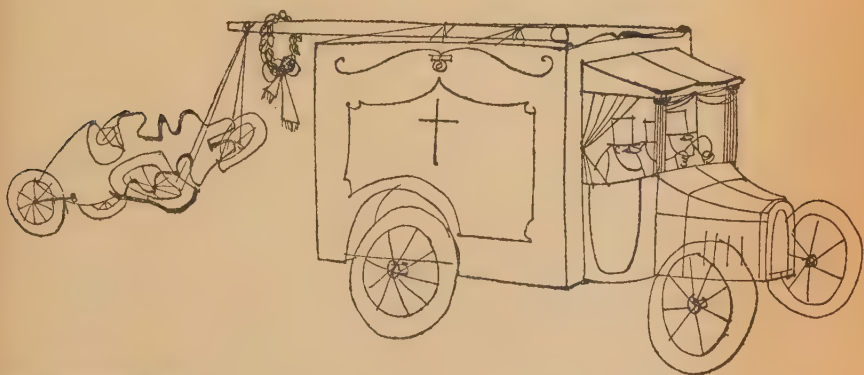
ohne Grenzen, leere Kirchen, vergessene Kirchen, Kapellen, die verhungern, — wirklich man soll sich nicht länger an diesen abgeessenen Tisch setzen und die Fingerschalen, die noch herumstehen, für Nahrung ausgeben. Die Frucht ist ausgesogen, da heißt's einfach, grob gesprochen, die Schalen ausspucken. Und da machen Protestanten und amerikanische Christen immer noch wieder einen Aufguß mit diesem Theegruß, der zwei Jahrtausende gezogen hat.“ (Ronda, 17. Dez. 12)

Auf Grund der unterbreiteten Befunde und Belege, auch wenn sie, den Bedingungen dieser Arbeit entsprechend, auf einen kleinen Teil beschränkt werden mußten, fällt es leicht, den ersten Teil der zu Anfang gestellten Frage: wie war Rilkes Verhältnis zum Judentum? zu beantworten. Eine Vorliebe für das A. T., ein tiefes, oft bewunderndes Interesse für die jüdische Religion ist unverkennbar. Der zweite Teil der Frage aber: wie war Rilkes Beziehung zu jüdischen Menschen, ist weit schwieriger zu beantworten. Wie in einem Kaleidoskop, das immer neue Formen und Figuren herumdreht, tauchen die verschiedenartigsten Facetten auf. Anerkennende Äußerungen stehen neben abfälligen Bemerkungen. Persönliche Wertschätzung geht über in versteckte oder offene Angriffe. Trotz dieser sehr ausgesprochenen Labilität kann man Rilke aber keine vorsätzlichen Unterscheidungen im Umgang mit Menschen nachsagen. Mag auch die Mutter, die manche Literaturhistoriker übrigens irrtümlich als Jüdin ausgaben, durch ihre Distanzierung von Juden, durch häufige Antisemiteien kein gutes Vorbild für den Knaben in seiner Jugend gewesen sein, „diese unwirkliche, verlorene, mit nichts zusammenhängende Frau, die nicht altern kann“, vor deren „zerstreuter Frömmigkeit“ ihm „graut“, (Br. a. L. A. S. 15. Apr. 04) übt keinen Einfluß auf den Sohn aus.

Will man aber feststellen, welche künstlerischen Einflüsse Rilkes dichterische Anfänge bestimmten, so muß vor allem auf Heine hingewiesen werden. Die frühen poetischen Versuche ahmen in Form und Themenwahl Heine so völlig nach, daß die ersten Rilke-Gedichte wie Abschriften Heinescher Verse anmuten. (vgl. das Gedicht „Rabbi Loew“) Ein zu Beginn des Jahres 1896 in einer Monatsschrift veröffentlichter Achtzeiler: Nochmal „Heine“ schließt mit folgenden Sätzen: „Grüb jeder nur mit scharfem Stichel / Die Fehler alle frei herauf, — / Leicht gingen dann dem deutschen Michel / die — blauen Augen endlich auf“. Wenige Monate später begeistert sich René Maria für das Werk eines jüdischen Autors: „Keinen Kadosch wird man sagen“. Diese Erzählung, die Szenen aus dem jüdischen Volksleben darstellt, reißt den Jugendlichen zu einem schwärmerischen Brief an den unbekannten Verfasser hin. Ein eigenes Gedicht wird beigelegt, das, gleichsam echoend, mit den Worten endet: „Und schließlich . . . wird man keinen Kadosch sagen“. — Die Freundschaft mit Jacob Wassermann aus Rilkes ersten Münchner Jahren (Sept. 1896 — Sommer 1897) bringt manche Anregungen. Das um 1900 dann entstandene kleine autobiographische Prosawerk „Ewald Tragy“ weist allerdings schon auf Rilkes ambivalente Haltung im Verkehr mit Juden hin. Denn in der Charakterisierung Thalmans — ein Deckname für Jacob Wassermann — offenbart sich bereits Rilkes ganze Zwiespältigkeit, dieses einerseits echte, teilnehmende Einfühlen in jüdisches Schicksal und andererseits: eine instinktive Abwehr vor manchen jüdischen Menschen. Hier die Wiedergabe zweier Textstellen

aus dem „Ewald Tragy“: „Wer ist das?“ — „Ein Jude aus irgendeinem kleinen Nest, schreibt Romane, glaub ich . . . Das kommt heute man weiß nicht woher und geht übermorgen und man weiß nicht wohin und es bleibt nichts zurück als ein wenig Schmutz“. — Ein paar Seiten weiter dann die Worte Thalmans: „Sie fragen, wer ich bin: Ein Arbeiter bin ich, sehen Sie, einer mit wunden Händen, ein Eindringling, einer, der die Schönheit liebt und viel zu arm ist dazu. Einer, der fühlen muß, daß man ihn haßt, um zu wissen, daß man ihn nicht bemitleidet“. Diese beiden, sehr verschiedenen Gesprächsausführungen sind außerordentlich aufschlußreich. Decken sie doch damals schon jenen Zwei-Seelen-Zustand Rilkes auf, der dann in späteren Jahren, wie nachgewiesen werden wird, zwischen „Griff und Mißgriff“ nicht immer zu unterscheiden weiß. Daß zufällig viele Jüdinnen zu Rilkes sehr nahen Freundinnen gehörten, sei kurz erwähnt. Namen wie die von Lulu Albert Lazard, Claire Goll, Angela Guttmann fallen in diesem Zusammenhang ein; ferner die der beiden getauften Jüdinnen Regina Ullmann und Baladine Klossowska, (Merlinie) die aus einem frommen jüdischen Hause stammt. Die Freundschaft und Verehrung für den Dichter Richard Beer-Hofmann war aufrichtig und ungetrübt. „Beer-Hofmann“, so schreibt Rilke am 25. Apr. 1922 an I. B. W. „(während so viele jüdische Menschen dieses schwere Schicksal nur in seinen Brüchen und ausweichenden Beugen vorzustellen scheinen) war mir immer ein Beispiel seiner Größe und Würde, von der auch im langen und bedrängten Exil nichts Wesentliches aufgegeben werden mußte“. Auch für Martin Buber hat Rilke eine große Bewunderung. „Ich besaß natürlich das meiste von Martin Buber bis zum Verluste meiner Bibliothek“, steht in einem Brief (unv.) an I. B. W. „auch die Legenden des Baalschem“; nun ersetzen Sie mir dieses besondere Buch — wie sollte mich das nicht erfreut und dankbar finden?“ — In einem Gespräch der Verfasserin mit Buber wies der Gelehrte darauf hin, daß sein Buch „Daniel“ und Rilkes „Stundenbuch“ sich nahe berührten. Und er fügte hinzu: „es ist sehr verständlich, daß Rilke und ich ähnliche Wege gegangen sind. Es gab keine andere Wahl für uns. Das andere führt in den Nihilismus“.

Rilkes Beziehung zu Werfel ist äußerst problematisch. Widerstreitende Gefühle: Wertschätzung des Werkes, Antipathie gegen Werfel, den Juden,



führen zu sehr gegensätzlichen Verhaltensweisen. Ein französisch geschriebener Brief Rilkes an seine Vertraute, die Fürstin Marie von Thurn und Taxis, (21. Okt. 13) darin über die Begegnung mit Werfel berichtet wird, beweist deutlich die komplexe Situation. „In Hellerau und in Dresden“, schreibt Rilke, „habe ich Werfel viel gesehen. Es war traurig, ‚ein Judenbub‘, sagte Sidie Nadherny . . . und sie hatte nicht ganz unrecht. Ich war durchaus darauf vorbereitet, diesem jungen Mann meine Arme zu öffnen, aber statt dessen hielt ich sie auf meinem Rücken . . .“ „Zehnmal am Tage wiederholte ich mir, daß er es ist, der alle diese Wunder produziert hatte, in seiner Abwesenheit konnte ich mich für ihn entflammen, aber wenn er da war, fühlte ich mich so geniert, daß ich ihm nicht ins Gesicht sehen konnte . . .“ „Ich habe zum ersten Mal die Doppelzüngigkeit (fausseté) der jüdischen Mentalität gefühlt . . .“, „diesen Geist, der die Dinge durchdringt, die er nicht besitzt, wie ein Gift, das überall eindringt und sich dafür rächt, daß er kein Teil des Organismus ist.“

So peinlich es ist, aus dem Munde eines Dichters von der Größe Rilkes solche Verfälschungen hören zu müssen, so läßt sich doch die Vermutung nicht unterdrücken, daß der sehr anpassungsfähige Rilke manche seiner Äußerungen auf den jeweiligen Partner abstimmte. Die Fürstin zum Beispiel, die den üblichen gesellschaftlichen Antisemitismus der Aristokratie guthieß und andere Briefempfänger hatten gegen gelegentliche antisemitisch gewürzte Sticheleien von seiten Rilkes nichts einzuwenden. Auch die an anderer Stelle zu findenden zynischen Antisemiteleien über den Dichter Ernst Lissauer wurden, aus vermutlich ähnlichen Gründen, stillschweigend hingenommen. Wenn aber Rilke einem bewußten und überzeugten jüdischen Menschen begegnete, gleich ob es sich um eine persönliche Freundschaft handelte, wie im Falle der Angela Guttmann oder nur um eine Briefbeziehung wie mit I. B. W., dann ändert sich die Haltung entschieden: Judentum und Juden wird der nötige Respekt, die nötige Anerkennung bewiesen. Es darf auch nicht übersehen werden, daß Rilke sich immer wieder bemüht hat, sein Verhältnis zu Werfel objektiv und unvoreingenommen zu gestalten. Viele Briefäußerungen zeugen davon. So auch die folgende, die drei Monate nach jenem erwähnten Entgleisen (am 2. Febr. 14) an die Fürstin geschrieben wurde: „Wieder ein Heft der ‚Weißen Blätter‘ erhalten Sie nachstehend, Fürstin, — diesmal um Werfels willen: es stehen von ihm wiederum ein paar herrliche Gedichte drin, die mich alles, was in der persönlichen Begegnung Beirrendes, Einschränkendes war, mit einem Ruck abschütteln lassen. Kann man noch zweifeln, daß hier seine richtige, überlebende Natur sei und das andere eben nur der zufällige junge Mensch, aus dem er sich heraufarbeitet? Ich geh schon wieder durch alle Feuer für ihn, wenn es darauf ankommt.“ — Es ist kaum anzunehmen, daß Werfel von Rilkes negativen Aussprüchen über ihn gewußt hat. Denn in der Auswahl von Briefen, die die Fürstin nach Rilkes Tode an Werfel zur Einsicht sandte, sind die Schmähungen über den „Judenbengel“ gewiß zurückbehalten worden. Wenn aber in der endgültigen Publikation des Briefwechsels Rilke — Thurn und Taxis, worin sich auch der zitierte Brief befindet, als Letztes der Abdruck eines Briefes von Werfel erscheint, in dem u. a. steht: „Man findet kaum eine Seite, auf der nicht eine Kostbarkeit der Anschauung, der Erkennt-

nis, des Wesens aufblitzt“, so empfindet der Leser diesen Abdruck als eine Blasphemie und Taktlosigkeit.

In Bezug auf Karl Kraus hat Rilke ebenfalls eine recht eigentümliche Rolle gespielt. Ähnlich wie Werfel, nur zögernder und sozusagen unterirdischer wird Kraus wegen seines Judeseins geflissentlich herabgesetzt. Wenn einmal die etwa 200 Briefe umfassende Korrespondenz zwischen Rilke und der Gräfin Sidonie Nadherny (Sammlung Richard von Mises, Houghton Library, Harvard University, Cambridge, Mass.) der Öffentlichkeit zugänglich sein wird, wird man von dem Doppelspiel erfahren, das Rilke mit Karl Kraus, ohne dessen Wissen natürlich, getrieben hat. Da ist, völlig analog zu Werfel, zunächst auch Anerkennung, ein „herzliches, ja liebevolles“ Erinnern an erste Begegnungen. In dem Maße aber, wie Rilke die starke, wachsende Zuneigung seiner Freundin für den anderen spürt, nimmt seine „Besorgnis“ zu. In einem äußerst geschickt formulierten Brief (unv. Februar 1914) versucht Rilke schließlich, die Frau, die eine Ehe mit Karl Kraus erwägt, vor einem „sehr kontinuierlichen Umgang“ mit dem „Sie nahe angehenden, ausgezeichneten Schriftsteller“ zu warnen. Das Wort „Jude“ fällt in diesem viele Seiten füllenden, vieldeutigen Brief nicht ein einziges Mal. Aber zwischen den Zeilen schleicht es überall herum, träufelt der Vertrauenden Mißtrauen ein, umgarnt mit wohltönenden Ermahnungen, feingeschliffenen Argumenten und Beunruhigungen die ferne Sidie und läßt Bedenken aufkommen. Dieser K. K. *kann* (das Wort ist im Original-Brief zweimal unterstrichen) ihr im Grunde genommen nur fremd sein. Sein Leben und das Ihre sind völlig verschieden. Gewiß, er, Rilke, habe durchaus sympathische Erinnerungen an K. K. Er ist sicher ein guter Ratgeber für die Freundin, ein Geist, der günstigen Einfluß ausüben kann, wenn nicht . . . Und nun folgen die ziselierten „Aber“ und „Trotzdem“ und der Hinweis auf einen „letzten, unaustilgbaren Unterschied“. — Was Rilke mit diesem Brief bezweckte, erreicht er: Sidie Nadherny läßt sich umstimmen. Unter dem Einfluß von Rilke gibt sie den Gedanken an eine Heirat mit dem geliebten Freunde auf.

Wenn auch die Dichter Franz Werfel, Karl Kraus, Ernst Lissauer abstammungsgemäß Volljuden waren, so fühlten sie sich doch weit mehr zu der europäischen Kulturgemeinschaft hingezogen als zu der ihrer Glaubensgenossen. Diese Juden am Rande, die äußerste Assimilation erstrebten, deren Ehrgeiz es war, vor allem als Deutsche, resp. Österreicher, als Vertreter deutschen Geistesgutes zu gelten, liefen mit Scheuklappen herum. Sie bemerkten nicht die Stichflammen des Antisemitismus, die zu allen Zeiten in Deutschland und Österreich herumflackerten. Sie überhörten Beschimpfungen. Und wiegten sich in Illusionen. „Entweder auswandern oder deutsch werden“, polemisierte Lissauer gegen einen von Moritz Goldstein verfaßten Artikel, den der „Kunstwart“ 1911 veröffentlichte. — Es mag sein, daß Rilke, der ein Anhänger der zionistischen Idee war (vgl. Br. a. I. B. W. 25. Apr. 22), zu dieser Art Judesein keinen Zugang fand (was allerdings immer noch nicht seine Äußerungen der Fürstin gegenüber rechtfertigt!); daß er dagegen mit jenen eine Beziehung aufnehmen konnte, die sich als bewußte und stolze Juden behaupteten. Diese Annahme wird bestärkt, wenn man an die Freundschaft Rilkes mit Angela Guttmann denkt, von der allerdings nur wenige Näheres wissen. Rilke lernte die junge, leidende Frau — sie starb später in Davos — zwischen Weihnach-

ten und Neujahr in Locarno kennen. Zunächst bemüht er sich, Angela, die in erster Ehe mit dem Bruder des Geigers Bronislav Hubermann, in zweiter Ehe mit einem Herrn Guttman verheiratet war, nicht wiederzusehen. Aber schließlich kann er sich dem Drängen eines „aufwachsenden Gefühls“ nicht mehr entziehen. Und wie der Zauber dieses eigenartigen, versponnenen Wesens, wie ihr Leiden, ihr Schicksal sie ihm immer näher bringt, nimmt er sich auch schon in aufrichtiger Freundschaft und Hilfsbereitschaft der Hilfe-Bedürftigen an. Dies sind einige Daten aus dem Leben der Freundin, wie sie von Rilke in Briefen (unv.) mitgeteilt worden sind:

Angela stammt aus einer alten, österreichischen Patrizierfamilie in Mähren. Sie wird im Hause ihrer ebenso strengen wie frommen Großmutter sehr christlich erzogen. Mit 13 Jahren gerät das Mädchen in eine religiöse Bewegung von solcher Stärke, daß kein Priester ihrem Suchen, ihrem Mühen Beistand zu geben vermag. Mit einer für einen so jungen Menschen ungewöhnlichen Urteilskraft und Konsequenz kommt es dem Mädchen dann plötzlich zum Bewußtsein, daß sie sich in einer Gemeinschaft befindet, die „vom Erlöstsein durch Christi Tod zehrte“, ohne daß sie, Angela, sich als erlöst betrachten kann. Zwei Jahre ringt sie um den rechten Weg, die rechte Erkenntnis, fühlt sich mehr und mehr zum Judentum hingezogen, lernt hebräisch und sieht schließlich ein, daß sie jener Religion angehören muß, die „auf dem dunklen, schweren Boden der Erwartung“ steht. Mit fünfzehn Jahren erfolgt daraufhin ihr Übertritt zum Judentum, der einen völligen Bruch mit der Familie zur Folge hat. Von nun an lebt das Mädchen als treue, überzeugte Jüdin, nimmt alle Armut, alle Leiden, alle Einsamkeit auf sich; empfindet niemals Reue, nur Befriedigung, fühlt sich am wohlsten im Umgang mit alten, frommen Juden und führt auch Rilke in diese ihr teure Welt ein. Und Rilke lebt eine Zeit lang das Leben der Freundin mit. Er begleitet sie auf ihren Wegen zu bedürftigen Juden. Spendet ihnen, wie es seine Begleiterin tut, zuweilen Almosen. Spricht mit ihnen. Verweilt. Dann wieder liest er, von Angela dazu angeregt, die Geschichten von Perez mit großem Entzücken. Und ist bei alledem immer aufs Neue ergriffen von der Entschlossenheit eines Geschöpfes, das „um der Herrlichkeit willen“ Härte und Verhängnis demütig auf sich nimmt.

Wir wissen, was für ein ungewöhnlicher Briefschreiber Rilke gewesen ist. Mit wieviel Intensität und Interesse er einen Briefwechsel führte. Die Mitteilungen über Angela Guttman aber sind von einer so durchglühten, innersten Anteilnahme getragen, daß sie wie Wahrheit gewordene Dichtung anmuten, wie Geständnisse, deren Unmittelbarkeit tief zu Herzen geht. In welchen Stürzen der Bewunderung und Erschütterung berichtet Rilke z. B. über die religiöse Entwicklung, über die Bekehrung der Jugendlichen. Wie versetzt er sich mit äußerster Einfühlung in die nach dem Übertritt so völlig veränderte Lage der Freundin, die nun dasteht „allein und völlig mittellos in einer Gemeinschaft, deren einziges Vorrecht das Verachtetsein war, die Demütigung und die uralte Armut des Ghetto's“. — Und doch hat Rilkes Unstetigkeit, sein schweifendes, nicht festzulegendes Wesen sich auch von diesem Menschen nach einer gewissen Zeit wieder gelöst. Wie ein Meteor war die Erscheinung Angela Guttman aufgetaucht. Sie erleuchtete vorübergehend Rilkes Weg und sank zurück in Dunkelheit und in das Geheimnis des Todes.

Es ist versucht worden, in gedrängter Zusammenfassung einen Überblick zu geben über Rilkes Beziehung zum Judentum und zu Juden. Da die Rilke-Forschung sich mit dieser Frage bisher nicht beschäftigt hat, unternahm es die Verfasserin, Gegebenheiten und Begebenheiten zu untersuchen. Sie hat sich dabei nur einwandfrei feststehender Tatsachen und Aufzeichnungen bedient, die ihre eigene Sprache sprechen und dadurch vielleicht zur Vervollständigung des Bildes von Rilke beitragen können. Daß dieses Bild nicht nur vorteilhafte Züge aufweist, muß verstanden werden. Doch ist es nun einmal so, daß dort, wo viel Licht ist, sich auch viel Schatten findet, und daß neben menschlicher Größe auch Schwäche besteht.

DER HUNGERVOGEL

Ich will den grünen Hungervogel mit Kernen füttern.
Hinter dem Eisblumenfenster wartet er täglich,
bevor das Aschenlicht des Morgens beginnt.
Aber der kleine Sommervogel ist tot.
Nächtlicher Schneewind verwehte sein dürftiges Leben.
Und ich höre jetzt nur noch den satten Hahnschrei aus
den Gärten des Nachbarn.

Eva Schwimmer

Eich oder die Idyllen der Angst

Versuch einer Standortbestimmung

Behalte den Augenblick,
wo Seile und Bretter abgelegt sind,
die Träger in der Wirtschaft Karten spielen,
im Trauerhaus wieder das Feuer brennt
und das erste Gelächter zu hören ist.

Interessiert Biographisches, der Steckbrief vom Ich des Dichters, aus dem die alte Literaturgeschichte mit falscher Feinfühligkeit eigene Unterstellungen abzuleiten pflegte? Zeiten und Orte seien nur insoweit gegeben, als sie Eigenheiten der Texte aufhellen. Hier die Fakten: Günter Eich, geboren 1907 auf flachem Lande an der Oder, im bedeutungslosen Ort Lebus, aufgewachsen in der kargen Landschaft der Mark und im fiebrigen Berlin, Student dort mit dem merkwürdigen Fach „Sinologie“, später Dresden, die pommersche Küste, der Krieg, spät dann geheiratet und immer im Flachen gewohnt, im Bayrischen jetzt, winzige Örtchen mit kleinen Leuten, Kramläden, Ställen und Getier, Örtchen, die sich auf der Tafel der Landschaft verlieren und hohe Himmel darüber haben. Nicht zu vergessen: wenige Gedichtbücher und viele Hörspiele, dichterisch geheißen, weil sie sich von der Konsumware abheben wie Echtes von Gablonz. Dazu die Preise und Ehrungen, die eines Autors bedürftig sind.

Die Nachbarn des Geburtsjahres 07 wären vielleicht noch wichtig, obwohl sich kein Generationsbild ergibt. Doch haben Sartre (1905), Beckett und Koepfen (1906) und Auden (1907) das gemeinsam, was man den Befehl zur schonungslosen Diagnose nennen könnte. Aber auch Christopher Fry (1907) liegt benachbart, der sehr bewußt die Poetisierung des Theaters unternimmt: „Die Komödie ist eine Flucht, doch nicht eine Flucht vor der Wahrheit, sondern vor der Verzweiflung: eine enge Pforte zum Glauben.“ Hat der Wunsch, sich zu bergen, sich unter das Gerüst einer Ordnung zu begeben, sei es Religion oder Ideologie, nicht auch Sartre getrieben? Alle jedoch bekennen in den Texten ihrer Bücher und Stücke, daß sie Beunruhigte durch Angst sind, Einsame in einer rätselhaft gewordenen Zivilisation, der die bisher glücklich regierte Natur unter den Füßen fortstirbt, die die Rede von Mensch zu Mensch mit den Tönen des Verrats färbt. Was unseren Augen von menschlicher Leistung bleibt, nennt Auden „konstituierte Epidemie des Effekts.“ Möglicherweise ist Auden's barock-visionäres Gedicht vom „Zeitalter der Angst“, in dem diese Worte stehen, das bezeichnende Buch dieser Gruppe Aussagender von den Jahren 1905/1907. Angst vor dem Endspiel hieße sie schreiben, um mit warnenden Informationen die Ohren der „Effekthörigen“ zu einem anderen Hören aufzuschrecken. Provokation stellt sich als Aufgabe.

Die Pole

Eich teilt mit Auden das Geburtsjahr und diese Aufgabe des stillen Alarms durch das Wort. Doch fast langsam, tastend nahezu, entzieht er den Vokabeln

den beschreibenden Sinn, nimmt das landläufig Begriffliche von ihnen, um sie zu Zeichen informativer Bedeutung und den Lesenden für sie hellhörig zu machen. Ehe er mitzuteilen beginnt, bewohnt er, sehr deutsch und individualistisch, einen Sondergarten, in dem noch biedermeierliche Romantik üppig hochschießt und sich nur schwer mit den termini technici der technisch-zivilisatorischen Welt okulieren läßt. Die Verse des „Alten Reims“ wehen wie aus den Tagen der Arnim und Brentano herüber:

Am Himmel der Sommernacht
summen die Sterne wie Immen.
In der Wärme des Mondes verschwimmen
die Stunden, die ich verdacht:
„Wunderbar
war Prinzessin Pferdehaar.“

Poeterei stellt sich in alter Schönheit auf. Romantische Tradition und die in ihr für den Deutschen so leicht schaubare Natur öffnet sich zur bergenden Macht, in die Eich flüchtet, wie Christopher Fry flüchtet. Idylle ist es bei Eich, die sich gern mit Märchen und Hausrat behängt, den Erinnerungen, die Heine schon ironisierte. Immerhin steht im gleichen Band „Abgelegene Gehöfte“ das in seiner Sachlichkeit so vollkommen harte Gedicht „Inventur“, daß es Weyrauch als lyrisches Paradepony des „Kahlschlags“ vorführen konnte:

Dies ist meine Mütze,
dies ist mein Mantel,
hier mein Rasierzeug
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:
Mein Teller, mein Becher,
ich hab in das Weißblech
den Namen geritzt.

Nichts war da wegzudressieren, die Vokabeln deckten sich in erschütternder Einfachheit mit den Gegenständen. Genügte es? Wir haben die kahlgeschlagenen Wälder inzwischen ein wenig aufforsten lassen, damit man sich wieder Zeichen für besser verständigende Metaphern schneiden kann.

Doch im selben Gedichtband findet sich zugleich das Unerwartete, und in sehr vielen Texten: daß Idylle und kalte Existenz, Zuständlichkeit, die einen frieren macht, sich zu präziser Mitteilung vereinen, sich dicht zum Gedicht von heute schließen; und die Mittel der Idylle, warme Wortnester, seltsam hellend zwischen der kahl funkelnden Existenzaufnahme stehen. Idyllisches, und Kultur wird Idylle im Krieg, durchzuckt sehnsuchtsverzerrt das „Latrien“-Gedicht:

Den Blick auf bewaldete Ufer,
Gärten, gestrandetes Boot.
In den Schlamm der Verwesung
klatscht der versteinte Kot.

Irr mir im Ohre schallen
Verse von Hölderlin.
In schneeiger Reinheit spiegeln
Wolken sich im Urin.

Hölderlin und der Schnee der Wolken werden wie Weißes in die Schwärzen der verängstigten Situation gesetzt. Werden sie nicht auch gegen die Situation

gesetzt: als Mittel, Zeichen, Flaggen der Selbstbehauptung? Das Menschliche, scheint es, findet dem Künstlerischen den Weg. Not greift den Kontrast und macht, wo der Mensch Eich sich ins Alt-Abendländische und die seit Griechentum verklarte Natur zurückbirgt, das Gedicht Eichs zur kühneren Aussage. Zwischen den Polen zwingender Kälte und einer nestigen Wärme, deren Skala von Hölderlin bis zu Frauenhaar und Pfannkuchenrezepten reicht, reist das Gedicht Eichs Bezirke an, die umsomehr Welt umschließen, weil sie sich voneinander abgeschlossen vermeinen. Bipolar also plant sich — zwischen idyllischer Bilderwelt und tagesgegenständlicher Markierung — das Gedicht in eine Wirklichkeit, die vorerst in Kontrasten provoziert. Im Stichwort: Idylle und Existenz.

Aufgebot gegen Angst

Die Gespanntheit Eichs wäre mithin ein besonderes Phänomen: Kulturgüter, romantische Naturrequisiten, Familiäres, Fotos, Hausrat, selbst Dinge aus der Küche, oft mit dem Efeu der Kindheitserlebnisse umwunden, stehen als seltsam antiquierte und dabei innig durchlebte Zeichen in den hart gegebenen Beständen zivilisatorischer Gegenwartswelt. Kalligraphie, stimmungsvolle Schönschrift aus älterer Zeit, hebt schärfer die Konturen unserer flüchtigen Augenblicke, unseres gefährdeten Seins. Vergangenheit, Ofenwärme der Winter und die lichterhellten Tage menschlicher Vertrautheit unterwirft Eich dem Gesetz der „Dispersion“. Er zerpflückt, er zerstreut das freundliche Bukett und verwendet es zur Montage, macht Collagen wie Schwitters und gewinnt wahrheitsträchtige Reize, wenn er sommerlichen Fröschgesang, die Besitztümer der Liebe und den Wald, in dem der Herbst verbrannt wird — Metaphern, die nur Altes abwandeln — zwischen Bahnhofsaufenthalte und Anschlußzüge, Ortsnamen aus dem Kursbuch klebt. Und was enthält doch die Fahrt mit dem „D-Zug München-Frankfurt“ über die anspringende Flüchtigkeit hinaus?

Die Donaubrücke von Ingolstadt,
das Altmühltal, Schiefer bei Solnhofen,
in Treuchtlingen Anschlußzüge —

Dazwischen
Wälder, worin der Herbst verbrannt wird,
Landstraßen in den Schmerz,
Gewölk, das an Gespräche erinnert,
flüchtige Dörfer, von meinem Wunsch erbaut,
in der Nähe deiner Stimme zu altern.

Zwischen den Ziffern der Abfahrtszeiten
breiten sich die Besitztümer unserer Liebe aus.
Ungetrennt
bleiben darin die Orte der Welt,
nicht vermessen und unauffindbar.

Der Zug aber
treibt an Gunzenhausen und Ansbach
und an Mondlandschaften der Erinnerung
— der sommerlich gewesene Gesang
der Frösche von Ornbau —
vorbei.

Die Besitztümer unserer Liebe werden gegen die drängenden Abfahrtszeiten, die stationierte Eile, die in Kursbuchziffern gepreßte Angst aufgeboten. Den

Mondlandschaften der Erinnerung, den Träumen von Einst, wird ein Loch quer durch die Papiermasse des Kursbuches geschnitten, damit sie hereinscheinen und dem Ich, das immer davonfährt, Verteidigungen geben. Idyllischer Besitz wird beschworen, Nachhängendes, gegen das Vordrängende, von dem niemand weiß, auf welche Bahnhöfe des Endspiels es fährt und führt. Führt: auch; denn Eich weiß von den Veränderlichkeiten, die in immer kürzeren Intervallen geschehen und von ihm zu melden sind. Kontraste reichen da nicht aus, Idyllisches, gleich erinnernden Wunderblumen hochgetrieben, entkräftet nicht genug die Ängste des schnellen Vergehens. Darum muß Idylle doppelbödig oder zwiesinnig gemacht, der Kontrast nicht gegen den Kontrast gesetzt werden, sondern die Zeile, möglichst die einzelne Vokabel in sich schon Idylle wie Unheilmeldung, der noch romantisch verpackte Angstschock sein. So wird Landschaft buchstäblich, wörtlich, von Zeile zu Zeile transparenter „Veränderte Landschaft:“

Die Schwermut kommt von Süden,
daß wir die Schneefelder sehen
und die Waldblößen,
die Stellen im Herzen,
die vergessen sind,
Baumgruppen des Zweifels,
die geschwungenen Wege der Zuversicht
und die Zäune der Armut.

Ob die Toten den Föhn spüren,
zeigen die Brachfelder an.
(Es ist verschieden
wie die Schneereste verschieden sind.)
Die Nachricht der Maulwurfshügel
wird noch weitergegeben,
aber nicht mehr gültig sind
die Namen der Dörfer.

Die Nachrichten der Maulwurfshügel werden noch weitergegeben, europäische und Welt-Informationen, wenn die Welt unserer Städte, für die Eich „Dörfer“ sagt längst namenlos geworden ist. Die Zeilen: „Manchmal weiß ich, daß Gott am meisten sich sorgt um das Dasein der Schnecke. Er baut ihr ein Haus. Uns aber liebt er nicht . . .“ sind dem Ausruf Auden's benachbart: „Gott ist in seiner Burg, seine Bürger sind in der Welt!“ Eine Welt, die das menschliche Handeln dem Menschen mit Angst auffüllt, daß sein Atem ihm dünn wird — wie vor dem bedrohlichen und präzisiert zu behaltenden „Augenblick“ nach dem großen Trauerfall, da die Überwindung sich einfindet, Gelächter aufbricht und die Wirtschaftsgäste die Karten zücken:

Behalte den Augenblick,
wo Seile und Bretter abgelegt sind,
die Träger in der Wirtschaft Karten spielen,
im Trauerhaus wieder das Feuer brennt
und das erste Gelächter zu hören ist.

Die breitere Ansprache

Sinologie, besser Japanisches, Ostasien, das Einfangen ins kurze, treffende Bild: wäre hier Stichwort. Wir kommen darauf zurück. Die Hörspiele drän-

gen sich auf, in denen Eichs Gespanntheit die breitere Ansprache sucht, alle Ohren sozusagen. Gewiß sind sie oft traumhaft gekleidet wie die „Träume“, die man vergeblich auf der Bühne zu spielen versuchte. Man hatte vergessen, daß Eich Zeichen schreibt, die nicht der Körper bedürfen; man irrte wie Barrault oder, noch drastischer, Brod bei Kafka. Idyllen der Angst sind es, säuberlich aus der Zeit geschnitten mit lautloser Schere. Und Idyllen muß man sie heißen, weil sie mit aller Selbstverständlichkeit, am ruhigen Tag zu- meist, umgeben von Hausrat und freundlich gemeinten Besuchen geschehen. Da wird ein Kind von ärmlichen Eltern verkauft: an einen blutleeren Herrn, der das Kindblut braucht, es mit der genußvollen Erinnerung trinkt, daß man dem Knaben Tschang-du in der Sterbeküche eine Eisenbahn zum Spielen versprach. Die Eisenbahn fährt nicht, sie ist nicht vorhanden, ist böswillig erdacht, Spielzeug, Hausrat des Verrats. Idyllisches Zubehör verkehrt sich in tödliches Inventar. Idylle und Zustand der Angst geraten unversehens in Deckung. Raumlos verklingen solche Gleichnisse. Nur die Stimme des Sprechers mahnt in Zwischengedichten und Schlußgedichten Bereitschaft, das Wachsein im verwüsteten Garten der Welt, provokativ an:

Nein, schläft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind!

Seid mißtrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben, für euch erwerben zu müssen!

Wacht darüber, daß eure Herzen nicht leer sind, wenn mit der Leere eurer Herzen gerechnet wird!

Tut das Unnütze, singt die Lieder, die man aus eurem Mund nicht erwartet!
Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!

Reibender, störend-zerstörender Sand wird aufs deutlichste hörbar in den immer noch behaglich schnurrenden Alltagsidyllen, wie sie Eich etwa beim Haushaltsfaktum trocknender Wäsche „Kurz vor dem Regen“ beschreibt. Wäsche wird wiederum zum Besitz, sammelt Kindheitserinnerungen, Haus, Familiäres, die Zukunft auf sich herab. Verbleibt gütiges Zeichen, gegen das wolkenschattender, verdunkelnder Regen, die Naturkatastrophe, die Katastrophe überhaupt, ausbricht. Weiße Wäsche steht gegen den schiefernen Himmel unserer Welt, Idyll des Besitzes gegen Katastrophenangst. An solcher „nature morte“, solchen Stilleben gewaltiger Spannung, experimentiert Eich heute; alle letzten Beispiele (bis auf das Zitat aus dem Hörspiel „Träume“) sind dem zuletzt erschienenen Gedichtband „Botschaften des Regens“ entnommen. Nature morte in Motivwahl und Syntax aber wächst aus dem Ostasiatischen zu, der Sinologie, die nicht von ungefähr gewählt wurde: den Tafeln des flachen Landes ähnlich, Mark und Pommern und Bayern, auf denen man lebte und lebt und die Zeichen schneller findet, sei's auch in den Vogelflügen des Himmels, und sie sich größer schreibt: ins Gedicht. Abbrüchigkeit dabei, hingekürzt in das auffangende Wort, das mit Doppeldeutigkeit versehen wird, gezielte Wahl aus umfangreichster Dispersion und höchste Sammlung, provozierende Information zugleich. Nur daß man eingangs, wie etwa in dem Gedicht „Einsicht“, bemerken muß: „Alle wissen, daß Mexiko ein erfundenes Land ist;“ daß man die Legende, die Anweisung zum Lesen und Hören, mitgeben muß, weil das Gedicht jenseits aller Geographie, aller Völker, jenseits aller Berge und Meere verbleibt und dort erst bleibt: Information, geflüstert in fürchtende Ohren. Heute so, zumindest heute und — noch lange.

WIRTSCHAFTS - RUNDSCHAU

Die wirtschaftliche Lage der *großen Industrieländer* der alten Welt ist nicht mehr so eindeutig auf die Bekämpfung inflationärer Kräfte gerichtet wie im letzten Sommer. In Großbritannien und Frankreich geht dieser Kampf noch weiter. Aber in den USA begegnet man bereits dem deutlichen Rückgang der Wirtschaft mit Kreditverbilligung und größeren Staatsaufträgen und zwar ohne Rücksicht auf ein etwaiges Budget-Defizit. Man beginnt mit einer typischen „antizyklischen“ Konjunkturpolitik, um ja keinen stärkeren Rückschlag eintreten zu lassen. Auch in der Bundesrepublik ist die Übernachfrage abgeklungen; Anzeichen irgend eines Rückschlages sind indes nicht vorhanden. Steigende Sorge bereitet der alten Welt der Rückgang der Weltmarktpreise für gewerbliche und agrarische Rohstoffe. Hauptlieferanten dieser Güter sind die „Entwicklungsländer“. Wegen der Mindereinnahmen müssen sie das Tempo ihres Aufbaues drosseln. Enttäuschungen der Völker über das langsame Fortschreiten ja das Nachlassen des Aufbaus machen sie für Hilfen und Einflüsterungen aus dem „Osten“ zugänglicher. Zur Wahrung ihrer ideellen und politischen Position wird die westliche Welt sich gezwungen sehen, wesentlich größere Finanzmittel als Aufbauhilfen in koordinierter und gemeinschaftlicher Weise zu leisten als bisher.

In den Vereinigten Staaten ist gegenüber Jahresbeginn 1957 die Industrieproduktion um etwa 10 % zurückgegangen. Zu Beginn des Winters lagen die Auftragsbestände um ca. 10 Mrd. Dollar unter denen der gleichen Vorjahreszeit. Die Arbeitslosigkeit ist Anfang Februar auf 4,5 Millionen gestiegen. Mit dem Rückgang der Reingewinne der Wirtschaft gehen auch ihre Investitionen zurück. Optimisten erwarten einen Umschwung im 2. oder 3. Quartal, weil dann die Läger ausreichend geräumt seien. Andere maßgebende Vertreter der Wirtschaftswissenschaft befürchten eine längerdauernde kräftigere Depression. Für die nächste Zeit wird viel von der Haltung der Verbraucher abhängen. Die Nachfrage der Konsumenten ist zwar wesentlich ruhiger geworden, bildet für den Absatz aber eine wichtige Stütze. Durch Diskont-

senkungen (Treasury Bills von $3\frac{1}{2}$ % im Oktober auf unter 2 % Ende Januar) wurde eine Kreditverbilligung eingeleitet, aber die Investoren halten noch zurück. Die Regierung will im 1. Hj. 1958 Rüstungsaufträge für 13,4 Mrd. Dollar (7,6 Mrd. im 1. Hj. 1957) vergeben und wegen der Arbeitslosigkeit zusätzlich Mittel für öffentliche Arbeiter bereitstellen. Einen Konjunkturreinbruch vermeiden erscheint wichtiger als Budget-Ausgleich und endgültige Preisstabilisierung.

In Großbritannien hat weiterhin Preisstabilität und Stärkung des Pfund Sterling Vorrang vor allen anderen Erwägungen. Die harten Regierungsmaßnahmen haben den inflatorischen Druck aus dem Investitionssektor deutlich vermindert. Noch ist der Kampf gegen die Inflation nicht gewonnen, doch steht er günstig. Die befürchtete Verschärfung im sozialen Klima ist bisher nicht eingetreten. Trotz weiterer radikaler Forderungen nehmen die Gewerkschaften doch stärkere Rücksicht auf die Wirtschaftsumstände. Die sinkenden Weltmarktpreise sind für Großbritannien sehr zweischneidig. Denn die Schwierigkeiten der Rohstoffländer beim Ausgleich ihrer Zahlungsbilanz belasten die gemeinsame Währung.

In Frankreich ist es gelungen, mit harten Eingriffen die Entwicklung so unter Kontrolle zu bekommen, daß Auslandskredite vom Währungsfond und der EZU gegeben wurden. Die Bundesrepublik beteiligt sich daran mit 100 Mio. Dollar. Zur weiteren Dämpfung der Nachfrage aus dem Investitionssektor wird jetzt das Kreditvolumen verengt; gleichzeitig bemüht sich die Regierung, etwaige inflatorische Wirkungen aus dem Einstromen der Auslandskredite abzufangen. Es gelang bisher, trotz der breiten Preissteigerungen das gefährliche Nachziehen der Löhne zu verhindern. So befindet sich Frankreich auf dem Weg der Konsolidierung. Ob sie endgültig gelingen wird, hängt davon ab, ob die Innenpolitik das konsequente Weiterschreiten auf dem bisherigen Wege ermöglicht.

Der Start der *Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft* (EWG) zu Beginn

dieses Jahres war nicht imponierend. Die Vorbereitungen für die Wahl des Sitzes und für die so wichtigen ersten Personalentscheidungen waren völlig ungenügend. Unerquicklich bleibt der innerdeutsche Kompetenzstreit über die Vertretung der Bundesrepublik im Ministerrat und über Personalfragen. Man muß auch bedauern, daß unter den beiden von Deutschland gestellten Kommissaren sich keine mit praktischen Wirtschaftsfragen wirklich vertraute Persönlichkeit befindet. Über die Art und Richtung der Arbeit läßt sich jetzt noch nichts sagen. Bemerkenswert ist, daß die „Kommission“ als eine der ersten praktischen Maßnahmen einen beratenden Währungsausschuß bildet, der sich mit dem dornigen Problem der Koordinierung der Wirtschaftspolitik der Mitgliedsstaaten befassen soll. Hier liegt in der Tat ein entscheidendes Problem für das Funktionieren des gemeinsamen Marktes. Die Arbeiten der Freihandelszone sind bisher nicht weitergekommen. Damit wächst die Sorge, die kleineuropäische EWG werde sich als ein Block erweisen, der den Handelsverkehr mit dritten Ländern — sowohl mit den europäischen Partnern in der EZU als auch mit den außereuropäischen Ländern — behindert statt den Warenaustausch fördert. So wachsen die Widerstände der dritten Länder gegen den unglücklichen Außenzolltarif der EWG weiter. Es wäre wünschenswert, wenn neben der Weiterarbeit an der Freihandelszone man sich innerhalb der EWG bald mit der Frage einer Revision des Außentarifs befassen würde.

Die Wirtschaftsentwicklung der *Bundesrepublik* ist in eine ruhigere Phase gelangt. Die Dämpfung der Konjunktur in den anderen Ländern führt zu einem spürbaren Nachlassen der Auslandsaufträge an unsere Industrie. Aber auch im Innern ist der Investitionsdrang geringer als vor einem Jahr. Sicher hat auch der Ausbau der Kapazitäten aus den Investitionen der Vorjahre mit dazu beigetragen, daß in den letzten Monaten der Auftragseingang unter den Auslieferungen lag. Die Konsumnachfrage entwickelt sich ruhig; in dem fast überraschend starken Anwachsen der Spareinlagen zeigt sich, daß ein erheblicher Teil der gestiegenen Einkommen gespart wurde. Ein weiteres wenn auch langsames Wachsen des Sozialprodukts steht in Aussicht. Ob es allerdings groß genug

sein wird, um die gewaltigen Ansprüche zu decken, die in den nächsten Jahren aus der Aufrüstung und den drängenden allzu lang zurückgestellten öffentlichen Aufgaben (z. B. Straßenbau, Wasser- und Atomwirtschaft) an uns gestellt werden, ist fraglich. Die „Politik der Stärke“ kann uns in eine Einseitigkeit der Aufgabenerledigung in Richtung Aufrüstung zwingen, bei der die Zurückstellung in anderen wirtschaftlichen Sachbereichen uns in einigen Jahren schwere Sorge machen könnte.

Trotz der Entspannung der Märkte ist das Preisproblem ungewöhnlich aktuell. Es hat ein doppeltes Gesicht bekommen. Auf der einen Seite steigen in diesen Wochen die Preise auf zahlreichen Gebieten. Auf der anderen Seite läßt die Marktlage in anderen Bereichen Preiserhöhungen nicht mehr zu. Die Erhöhung der Kohle- und Stahlpreise im Herbst hatte eine nur relativ geringe Breitenwirkung. Jetzt wirken in die Breite die für sich allein keineswegs wichtige Erhöhung der Getreide- und Mehlpreise, vor allem die der Verkehrstarife. Die Preise beider Bereiche wurden bisher aus politischen Gründen trotz kräftiger Kostenerhöhungen künstlich niedrig gehalten. Der Bundeshaushalt muß von diesen Subventionen entlastet aber auch die Preise dieser Leistungen in ein normales Verhältnis zu den andern Preisen gebracht werden. Leider hat man den Eindruck, als wenn die Anhebung der Verkehrstarife, die ja noch nicht abgeschlossen ist, bei einer großen Zahl von Artikeln des täglichen Bedarfs zum Anlaß recht kräftig nach oben abgerundeter Preiserhöhungen genommen wird. Die notwendig gewordenen „Preisentzerrungen“ werfen nicht leicht zu nehmende Probleme auf.

Völlig anders liegen die Verhältnisse bei Kohle, Stahl und wichtigen landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Die Senkung der Trampfachten im Atlantikverkehr haben die amerikanische Kohle bis ins Inland hinein konkurrenzfähig gemacht. Solange dieser Zustand besteht, wäre eine Erhöhung der deutschen Kohlenpreise unsinnig. Bei Stahl mußten wegen des Rückgangs der Exporte aus den Montanunionländern die Ausfuhrpreise kräftig gesenkt werden. Aber auch der Inlandabsatz gibt unserer Stahlindustrie derzeit keine Chancen für Preiserhöhungen. Beide Grundstoffindustrien könnten

Kostenerhöhungen — etwa durch höhere Löhne — nicht mehr abwälzen. Noch drastischer liegt es auf dem Agrargebiet. Die gewaltige Umstellung, in der sich unsere Agrarwirtschaft bei kräftiger Leistungssteigerung befindet und die Subventionen für Düngemittel sowie für Milch und die vor Jahren bei ihrer Einführung sinnvolle jetzt höchst bedenkliche Roggenlieferprämie haben zu Produktionsmengen geführt, die immer schwerer absetzbar sind. Auf den genannten Gebieten sind Preisanhebungen zur Erzielung „kostendeckender Preise“ — alte Forderung der Bauernverbände — nicht mehr möglich. Wir sind sogar zum Abbau der Subventionen gezwungen, um die Erzeugungsmengen zu senken, obwohl ein großer Teil der Bauern noch keineswegs die Erträge erwirtschaftet, die nötig wären, um das gesellschaftspolitisch wünschenswerte Einkommen zu erlangen. Auf anderen Gebieten sorgt stärkerer Wettbewerb mit Rabatten und Preiskonkzessionen für gewisse Kompensationen der Preiserhöhungen, die aus den „Entzerrungen“ entstehen. Angesichts des gewandelten Wirtschaftsklimas in Deutschland und in den anderen europäischen Ländern könnte man vermuten, daß die preisdämpfenden Tendenzen insgesamt sich als stärker erweisen würden als die des Preisauftriebs. Viel wird von dem Verhalten der Nachfrage und der Einkommensentwicklung abhängen. Jedenfalls kommt es zu beträchtlichen Verschiebungen der Preise untereinander.

Aus dem veränderten Verhältnis von Nachfrage zu Angebot ergeben sich wichtige Folgerungen für die *Lohnpolitik*, umsomehr, als in der Vergangenheit Lohnerhöhungen bereits vielfach über den Zuwachs der volkswirtschaftlichen Produktivität hinausgingen. Ähnlich wie das Preisproblem hat auch die sozialpolitische Lage ein Janusgesicht. Mehrere Fachgewerkschaften versuchen mit großer Härte Forderungen durchzudrücken, die der gewandelten Wirtschaftslage nicht mehr entsprechen. Die Unternehmer setzen ihnen härteren Widerstand als bisher entgegen. Im Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, läßt sich nicht übersehen, ob es zu umfangreichen Lohnkämpfen, die der Gesamtwirtschaft sehr afterträglich werden, kommen wird. Denn trotz der scharfen Sprache der Gewerkschaften hat man — ähnlich wie in Großbritannien — den Eindruck, daß sie vom Wandel des Wirtschaftsklimas

doch Notiz nehmen. Ein wichtiger Testfall wird das Verhalten der IG-Metall in der eisenschaffenden Industrie sein. Es geht sogar viel weniger darum, ob diese Industrie eine Lohnerhöhung „tragen könnte“ als um die Möglichkeit einer Bedrohung der Spitzenstellung des Bergarbeiters. Käme es zu einer Erhöhung des Bergarbeiterlohnes, würde dadurch mit einem Schlag das seit vielen Jahren schwelende Strukturproblem des Ruhrbergbaues aufgerollt werden. Die Kasse des Bundes kann dem Bergbau nicht mehr beispringen. Gleichgültig wie das aktuelle Lohnproblem ausgeht, muß der Ruhrbergbau ernsthaft an die Bereinigung seiner Struktur herangehen d. h. die kostengünstigen Grenzbetriebe irgendwie auffangen oder stilllegen.

Mindestens das gleiche Gewicht wie dem Lohnproblem bei Stahl und Kohle kommt den Gewerkschaftsforderungen auf höhere Löhne und Arbeitszeitverkürzung in den öffentlichen Verwaltungen und Betrieben zu, einschließlich Bahn und Post. Denn was von den Sachkundigen seit zwei Jahren warnend vorausgesehen und von den Politikern auf die leichte Schulter genommen wurde, ist jetzt offenbar: die Etats aller drei Verwaltungsebenen, des Bundes, der Länder und der Gemeinden, befinden sich in einer schweren *Finanzklemme*. Werden ihnen durch Lohn- und Gehaltserhöhungen (und Arbeitszeitverkürzungen) höhere Ausgaben abgerungen, so müßten z. B. die Gemeinden die Tarife der Versorgungsunternehmen abermals erhöhen und Länder und Gemeinden müßten wichtigste Investitionen wie Straßenbau, Schulbau usw. kürzen. Denn zusätzliche Verschuldung ist nur noch in geringem Maße möglich. Bei dieser Sachlage wäre eigentlich eine völlige Neuordnung des Verhältnisses von Aufgaben und Einnahmen zwischen den drei Verwaltungsebenen dringend erforderlich. Aber die Lösung wird unmöglich, solange in den nächsten Jahren der Bund — wegen der Ausrüstung — ein immer größeres Finanzvolumen benötigt. So sind wir nicht nur beim Straßenbau, in der Wasserwirtschaft usw., sondern auch im Schul-, Ausbildungs- und Gesundheitswesen in steigender Gefahr, daß wir den Rückstand nicht so schnell aufholen können, wie unsere Aufgaben im Materiellen und im Geistigen dies eigentlich verlangen.

Friedrich Lemmer

ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

Mnemosyne, die Göttin des Erinnerns, beschwört Bernt von Heiseler in der Mainzer Studentenzeitung „*Nobis*“ (71). Dieses Blatt des ASTA der Gutenberg-Universität besteht jetzt zehn volle Jahre. Eine lange Zeit für ein Studentenblatt, das doch recht unterschiedliche Temperamente auszuhalten hat. Im Großen und Ganzen ist „*Nobis*“ gut über die Jahre gekommen, besonders die Lyrik-Foto-Montage „Synkopen der Nacht“ (in Heft 73) verrät eine wache Redaktion. Auch im Kampf gegen die alten Zöpfe, die gerade an den Universitäten wieder angeflickt werden, hält man sich recht munter. Dazwischen aber und also Herr von Heiseler, der folgendes zu sagen hat: „Ich lese im Brief eines jungen Schulmeisters, wie wenig unsre großen Dichter: Goethe und Schiller, Hölderlin und Kleist und die andern dicht um den höchsten Gebirgsstock Hausenden dem deutschen Schüler heute bedeuten; es ist nicht die einzige Klage der Art aus den letzten Jahren. Und steht es bei den Studenten besser? Kennen die deutschen Studenten — etwa mit Ausnahme der Germanisten, die ihre Kenntnis für das Examen brauchen — unsre Klassiker als Hausfreunde, als eindringlich Gegenwärtige und als lebendige Geismächte — wie dem Italiener sein Dante, dem Engländer und Franzosen sein Shakespeare und Racine, Autoritäten und zugleich ein nahes, gefühltes Leben sind? Ich fürchte: nein. Ich bemerke vielmehr, häufiger als gut ist, eine ahnungslose Selbstsicherheit, die den Goethe darauf abklopfen möchte, ob er dem ‚Zeitgefühl‘ noch entspricht ... statt vielmehr vom Zeitgefühl zu verlangen, daß es sich als lebenverbindende Brücke zwischen dem erinnerten Gestern und dem erhofften Morgen bewährt. In der Tat ist uns von allen Maßstäben nur der eine, unbestritten geltende verblieben: ob etwas der Zeit gemäß sei? Und dabei ist das ja überhaupt kein Maßstab, nicht einmal in dem negativen Sinne, daß mit Sicherheit schlecht sein müßte, was zeitgemäß ist; denn der Zeitstrom trägt alles: den Schlamm und das Schiff.

Nach außen hordhen, statt nach innen, und die Zeit zum Maßstab machen, statt des Wertes: das sind Irrtümer des heutigen Menschen überhaupt, aber im be-

sonderen doch des Deutschen. Ein Student aus Frankreich, der unlängst in Deutschland zu Besuch war, faßte seinen Eindruck in das jugendlich rasche Wort zusammen: ein seelenloses Volk! Lassen wir es uns gesagt sein; wir verdienen niemandes Dank, wenn uns der Nachbar unsrem eigenen Wesen entfremdet sieht. Denn warum sollte er kommen, als um den Hausherrn zu finden?“

Es geht also um das Verhältnis der Deutschen zum Fremden. Darüber hat Theodor Heuss vor ein paar Jahren schon gesprochen und gesagt, was heute zu erinnern ist: „Das Verhältnis der Deutschen zur Fremde, wie es sich in der Selbstbeurteilung darstellt, ist sehr zwiespältig. Also zunächst ein naives Selbstgefühl. Seit Lord Bulwer den Deutschen huldigte und von ihnen sagte, sie seien ‚das Volk der Dichter und Denker‘, sagen die Deutschen das gerne selber von sich, als ob das ihr Privileg sei. Sie klopfen wohlwollend dem Goethe auf die Schulter, obwohl der das gar nicht gerne hat; er sei halt ein deutscher Landsmann und sie sagen den anderen: Macht doch erst einmal den Beethoven, den Bach oder den Mozart nach. Das ist das eine; dann aber in der Selbstbeurteilung als anpeitschende These: Die Deutschen seien in ihrer Konstitution schwach, national-anfällig. Sie machen das Fremde nach. Und so fort. Die ganze marktgängig triviale nationale Publizistik der letzten 80 Jahre ist voll davon. Ich halte das für Unsinn. Das Seltsame der Deutschen ist, was aus ihrer Mittellage, wie auch aus der reichen Begabtheit, hervorgeht, daß sie die ungeheure Rezeptionsfähigkeit für die Fremde besitzen und auch ein unmittelbares Rezeptionsbedürfnis, um sich reicher zu machen.“ (*Sonnenberg*, Januar 58)

Im übrigen aber scheint bei dem Mitarbeiter von „*Nobis*“ eine Seite des Erinnerungsvermögens leicht beschlagen zu sein. Mattscheibe nennen das die Kraftfahrer. *Mnemosyne* ist eine strenge Göttin, sie verleiht nicht nur Tiefe, sie stellt auch die Flachheiten bloß, das Halbe: „Halbheiten haben ihre Folgen, und da das Halbe ein Böses ist, bringt es fortzeugend Böses hervor. Wir stehen im Begriff, unser großes Europaprojekt scheitern zu sehen, mit allen Verhäng-

nissen, die das bedeutet; denn wenn unsere Wiederbewaffnung schon unvermeidlich ist, so hätte sie auf europäisch weitaus am ehesten Elemente der Scham in sich aufgenommen, die einiges von dem niedergehalten hätten, wovor uns beim Gedanken an unser Waffenträgertum nicht gerade grundlos graut. Aber wie konnten wir hoffen, Europa zu schaffen, wenn wir es ausschlagen, gemeinsame Gräber zu haben?

Die Gräber der Opfer und der Märtyrer hätten gemeinsame Gräber werden können. Gewiß war das, was die Märtyrer betrifft, für uns mit einer Schwierigkeit verbunden. Wenn unser Blick in der Einfahrt eines französischen Hospitals auf die Gedenktafel fällt, die die Résistance der hingerichteten Krankenschwester gesetzt hat — nun, so mochte hingerichtet worden sein wegen Verbindung mit dem Maquis, dessen Kampfweise bei uns ein anderes Gedächtnis hinterlassen mußte als der offene Krieg. Aber Schwierigkeiten dieser Art innerlich durchzuarbeiten und sie in Worten und Gesten zu meistern, das eben wäre Ausdruck eines ernstgenommenen Büßerstandes derer gewesen, in deren Namen das Unrecht entfesselt worden war. Statt dessen geht nun durch die deutschen Hinterstüben die interne Aufklärung, selbst Oradour, nun ja, die Exekution der Männer sei gewiß eine harte Kriegsmaßnahme gewesen, aber was die Frauen und Kinder anlange, so wisse man jetzt, daß der Brand und die Explosion in der dunklen Kirche die Folge eigener Unvorsichtigkeit gewesen seien. Und wenn das im Dunkeln geflüstert wird, um so öffentlicher beschäftigt uns das Gesetz über die Tragweise der Hitlerorden, und mit keinem Wort setzt sich die Begründung oder irgend eine offizielle Stimme damit auseinander, welche ersten Gegengründe hier beiseitegesetzt werden sollen. Die neue deutsche Wehrmacht will wieder in derjenigen Stufung von Ehre und Ruhm antreten, die ihr der Führer gegeben und hinterlassen hat. Es soll darüber hinweggeschritten werden, daß die Wehrmacht Adolf Hitlers die Männer des 20. Juli ausgestoßen und auf den Platz der Unehre verwiesen hat. Und es soll darüber hinweggeschritten werden, was diese Wehrmacht durchweg hatte ermöglichen müssen und in nicht auszulöschenden Einzelfällen selbst hatte durchführen müssen: die amtlichen Massensterbe im Osten. Ich kann von dem

Gedanken an das Ordensgesetz die Erinnerung an jene Nachtwache im Juni 1943 nicht trennen, als der andere Mann unseres Doppelpostens, von dem die Kompanie wußte, daß es mit seiner plötzlichen Versetzung aus dem Osten eine Bewandnis hatte, mich plötzlich anschrie: Mensch, erschieß du mal Kinder!

Unser Ernst, unsere Aufmerksamkeit, unsere innerste Zuwendung sind nicht in Ordnung. Es ist noch nichts eingetrostet und erstarrt, es ist noch Bewegung, aber zur Furcht ist mehr Grund als zur Hoffnung. Wenn das Innerste in einem Volk nicht in Ordnung ist, wenn es nicht weiß, ob es seine Märtyrer und Helden ehren oder ablehnen soll, folgt unausbleiblich, daß sich auch die weiteren Schichten seines Gesamtlebens mißentwickeln. So verfolgt der Beobachter mit größter Sorge unsere rapide Rückbildung zum autoritären Geheimstaat. Das Geheime steht in vielfältiger Beziehung zum Bösen. Das Böse bekennt sich nicht zu dem, was es im Geheimen tut; aber gern bekennt es, daß es Geheimes tut. Eine Geheime Staatspolizei, die öffentlich so heißt, ist an sich ein Widersinn; aber das Geheime schreckt mehr als das Bekannte, und so ist das Geheime ein Hauptmittel des Bösen. Noch gibt es keine Stätten, von denen niemand wissen und niemand erzählen darf, wie es dort zugeht. Aber schon weiß jedermann, daß er nicht weiß, von wem er überwacht wird. Es schien nach 1945, wir würden ein Staatsgebäude bekommen von Licht und frischer Luft durchflutet. Seitdem sind viele Fenster mit blindem Glas versehen, viele Mauern mit verschlossenen Türen und herabgelassenen Schaltern eingezogen worden. Waren wir bis 1949 ein Land ohne Staatsgeheimnisse, so plagen uns jetzt schon durch ihre Zahl die Verfahren über verratene Staatsgeheimnisse als Staatsgeheimnisse zweiten Grades. Ja es bleibt geheim, was überhaupt ein Geheimnis ist; denn die Gesetze definieren das nicht, sondern setzen es voraus, und was die Gerichte aus dem Begriff machen, steht in geheimen Urteilen, so daß keine Öffentlichkeit, auch nicht die juristische Fachöffentlichkeit über die Entwicklung wachen kann.“ So Otto Küster im „Freiburger Rundbrief“ (Oktober 57).

Nicht daß Küster recht hat erschüttert heute die Leser, sondern daß er es wagt, zu erinnern. Solange die Dinge so

stehen, bleiben wir in der Veräußerlichung stecken. Manchmal sind es gerade diejenigen, die glauben, die Innerlichkeit in Erbpacht zu haben, die mit flinken Vorwürfen zur Stelle sind, die man besser unterließe. Dazu gehört die Beziehung, es sei einer bolschewistisch infiziert, wenn er rational argumentiert. Wir kennen das zur Genüge. Der CDU-Abgeordnete Nellen hat es jüngst auch erfahren müssen. Er verteidigt seine Position mit folgenden Sätzen: „Unsere ideologische Position, unsere Zugehörigkeit zur westlichen Welt, unsere Sympathie für eine europäisch-atlantische Friedensordnung ist so über jeden Zweifel erhaben, daß wir weder jetzt noch in Zukunft daran denken, ein solches ‚Arrangement‘ gegen die Führungsmacht der westlichen Welt und ohne sie ins Auge zu fassen. Das kann uns aber andererseits nicht dazu bringen, die östliche Führungsmacht — die auf unserem Kontinent angesiedelt ist — aus dem Spiel zu lassen und wie eine *quantité négligeable* zu behandeln. Wir wagen das auszusprechen trotz unserer ideologischen Gegnerschaft und trotz unserer unvergeßlichen, zum Teil sehr bösen Erfahrungen mit den Methoden dieser Macht. Wir wagen es besonders zu sagen, nachdem die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Moskau den entscheidenden und unterschiedenen politischen Willen der Bundesrepublik bekundet hat, normale, d. h. realistische Beziehungen mit Moskau zu unterhalten . . . Wenn man das ausspricht, wird einem schrill entgegenge-

schmettert, man mache sich töricht, leichtsinnig, böswillig oder sogar vorsätzlich zum Handlanger der Atompsychose und diene damit den raffiniertesten russischen Absichten. Hier ist dann leider nicht mehr zu helfen. Man müßte diese zornigen Verdächtiger sich selbst und ihrem beklagenswerten Rasen überlassen — wenn nicht alles so gefährlich wäre, wenn die Stunde, von vielen der Besten, Klügsten und Verantwortlichsten angezeigt, nicht gebieterisch danach verlangte, alle Verkürzungen und gefährlichen Simplifikationen beiseite zu schieben, nüchtern, mit großer Vorsicht und mit dem schweren Gepäck leidvollster und nicht leicht hin ermutigender Erfahrungen endlich mit beiden Weltmächten ins Gespräch zu kommen. Nur dadurch kann die schauerliche Unordnung und die Koexistenz in reiner Furcht und in Schrecken entzerrt werden. Nur so werden weitere ganz besonders uns Deutsche am Herzen liegende Lösungen europäischer und deutscher Probleme vorbereitet.

Wollen wir uns gegenseitig bei diesen schweren Sorgen und bei diesen Aufgaben vor dem atomaren Hintergrund unserer Zeit nicht auch etwas besser behandeln? Kann die so unendlich schwierige politische Diagnose unserer Zeit und die lebensrettende Heilung ihrer Nöte nicht überhaupt nur in dem gewiß schwierigen Dialog zwischen Gutgesinnten, manchmal sehr heftig Wollenden gefunden werden?“ (*Blätter für Deutsche und Internationale Politik*, Heft 1/1958)

Harry Pross

Prophet auf Reisen

Fabel

Draußen kreuzten Drähte auf und nieder über schwarzen Schnee gekuppten Schollen. — Der Prophet diktierte.

„Herrn und Frau Niemand“, sprach er, „unterstreichen, Punkt.“

Nach Kur und Kursen in das offne Land entlassen, — unwissend, krank, (— Dank sei den Ärzten, daß sie mich nicht heilten, den Schulen, daß sie mich nicht schulten! —) blieb ich verwahrlost und ersehnte Ordnung. Verachtet, schwank, den folgenlosen Illusionen zugetan, zu träg, sinnlosem Tun mich zu bequemen, trieb Tag und Tag mir in dem leeren Wind. Liebe, die ich gewann, zwang mich empor, erleuchtete das Dunkel rundumher, und ich erkannte es als Schande.

Ich seh' den Tisch, die Gläser, lichten Wein; das kleine Mädchen schaut aus blassen, geschlitzten Augen auf in hellen Raum: da war es warm, ich spürte — zu meiner Frau und Freundin hin geneigt — des Lebens feine Flamme, leuchtend, zart; brennende Freude, unberührbar.

Ich wünschte mir ein Handwerk, — Maurer, Psychologe, Prokurist! Ein Schuster sein, ein Logiker, ein Mediziner — und hätte doch gefragt: wozu die Mauern, ausgewalzten Seelen, die Bücher, Leiber, Schuhe, blankgescheuerten Begriffe, wozu das Einzelne bewältigt; ja: das Glück die Frau das Kind, — Mißform geschlossner Kreise, Mißton reiner Harmonien!, da doch das Ganze, unbewältigt, im Argen liegt und sich verspreizt nach allen Seiten.

Wie war ich mir zum Ekel! Chimaere — dieses Ganze, eingebildetes Gespinnst! Wie überheblich war der Anspruch, Ihm, nur Ihm zu dienen. Und dennoch mußte ich mein Haus verlassen, fuhr an den Rand der Stadt, lief über den Asphalt hinaus, beschritt den nackten Streifen. Verpönt war die Verzweiflung, sehr verboten der Wald, den ich betrat, — wenn auch so schlimm nicht, wie ich — brav und feige — wähnte.

Auf weichem Boden still geschont, von grünem Dunkel kühl geborgen, sah ich in einer Lichtung Drei, gewaltig, die Beine überkreuz, beim Kartenspiel, in zweigeteilten Narrenkleidern sitzen. Aus Büschen sprangen Posten, die mich vor die Herren führten.

„Wähl' Einen, oder stirb!“ Sie sprachen's, ohne die Partie zu stören. Ich sah den Ersten an: fanatisch ideal die halbe Maske; aus halbem Mund versprach er mir das Paradies auf Erden, das Kollektiv, die Freuden des Gehorsams, Opfer des Intellekts und wissenschaftliche Gewißheit. Das übrige Gesicht, gab sich indes brutal und schlau, gemütlich breit und realistisch, wenn gleich parat, sich nach der Vorschrift jäh zu straffen: — ein Bandenführer aus den alten Märchenbüchern, zugleich ein Buereaukrat, Beamter und Bandit, kurz: eine Polizeivisage.

Der Zweite war ihm vorzuziehn. Zwar näselte er wie ein Graf aus einem Witzblatt. Auch er trug zweierlei Gewand, doch sein Gesicht war nicht geteilt.

Natur und Fälschung spielten tausendfältig ineinander. War er der Schwächste von den Dreien, so sprach er doch sehr schön. Ein jedes zweite Wort war die Kultur, war Tradition, war Erbe und Geschmack, christliches Abendland und Auftrag der Geschichte, Mozart und Augustin und Crêpes Suzettes. Wie edel war der Züge Schwung, durchscheinend für ein kleines Feuer, hell, geschwind. Nur daß die überreife Frucht so leicht verdarb, wie eine Leiche, künstlich konserviert, an frischer Luft in Fäulnis übergehend. Er schien sein Spiel zu unterbrechen: geistige Botschaft herzlich mitzuteilen. Kaum war die kluge, seelenvolle Rede aus, fuhr ihm die spitze, etwas fahle Zunge eilig über seine Lippen. Er hatte nur gepaßt.

Ich wandte mich dem Dritten, Lächerlichsten, ratlos zu, sah seinen feisten blauen Hintern auf dem blauen, saubern Gummikissen, den Anzug leuchtend blau und rosa, Krawatte gelb und leuchtend rot, geziert von giftig grünen Karos: ein aufgeschwemmter Bursche, an die fünfzig, die Stimme dröhnte, schlug dir auf die Schultern, bis plötzlich Lärm der Leere wich, dem Mangel, einem schlichten Nichts.

Oh, daß ich wählen mußte zwischen diesen Übeln! Ich merkte, daß der ausgehöhlte Prahler unter dem Sog der Pausen selber litt. Auch er war zweigeteilt. Gestand er es sich ein? War er ein faltig ausgelaugtes Kind geblieben, allein um nichts davon zu wissen? Er schmierte Worte hin: Demokratie und Freiheit, Zivilisation, Initiative, Fortschritt, Recht auf Suche nach dem Glück; Profit und Dienst an der Gemeinschaft waren eins; des Lebensstandards Ziffern hoben sich beständig — mehr Autos gab's, mehr Licht, mehr Vitamine — je näher er in seiner Propagandapredigt dem Warenzauber seiner wahren Güter kam, so froher wurde ihm zumut, der vor des Geistes Anspruch nur verlegen war. Jetzt kam die zweite, blanke Hälfte des Gesichts, zugreifend, kalkulierend, in ihr Recht; nun schlug ein Wort durch: „das Geschäft“, — kam immer wieder: ein Geschäft, ein gutes, schlechtes, ein Geschäft, bei dem du auf die Rechnung kommst — und schon klang leise die Enttäuschung mit (der hatte, in der Tat, die Karten, für einen Augenblick ins Gras gelegt), die halbe Ahnung, ein Geschäft, das nur Geschäft sei, lohne nicht.

War's Müdigkeit, war's nur die Furcht, ich hätte die andern durch mein Zögern aufgebracht? Kurz: ich verkaufte mich dem Dritten. Was er von ungehemmtem Streben, Individuum, Dynamik schwatzt, färbt, dachte ich, wohl auch ein wenig auf die Praxis ab. Wo viele Süchte, halb entfesselt, kollidieren, wird Spielraum sein. So mag in bunten Magazinen, hie und da, ein wahres Wort sich durch den fettgedruckten Abfall winden, indes der Andern Planung, lückenlos, den ganzen Text der Lüge unterwirft, die Heuchelei, zum Stil geädelt, dir keine Zeile läßt. Da du in die Verderbnis mußt, verstopf' die Ohren, kleb' die Augen zu, verstecke dich im Wust der gellenden Reklame.

Dies ging mir damals durch den Kopf. Ich könnte heut' nicht anders wählen. Und diene einem schlechten Herrn. Ich fahre über Land in Sonderzügen, bin froh, daß keiner früher ankommt, als er soll. Ich rede, heiser von dem Staub, der eindringt, (— wer, wenn er schrie, wäre nicht ein Komödiant! —) für meinen Herrn, der mir die Freiheit läßt.

Und Leute kommen an die Züge und stehen in dem Schotter zwischen den Geleisen, und Mikrophone kotzen Schlager aus. — Dann schweigt der Apparat.

— Ich sage — was ich will und was mir einfällt. Ich wüßte nicht, was mir verboten wäre. Die Wahrheit aber, die ich sage, wird zur Lüge. Was ich auch sage, immer sag' ich, ohne es zu sagen: die Wahrheit ist ein ausgezeichnetes Geschäft; ein ausgezeichnetes Geschäft — das ist die Wahrheit. Selbst wenn ich sagte, daß die Wahrheit nie und nimmer ein Geschäft ist — die Leute wissen ja, wer mich bezahlt. Ob ich von Straßenmädchen spreche oder klassischer Musik — ich diene dem Betrieb, der dienstbar ist, dem Herrn des Geschäfts.

Das muß ein großer Herr sein, heißt es, hört: er leistet sich da einen Narren, der ihm keine Propaganda macht. Toller Betrieb. Bei denen — rentiert sogar die Selbstkritik. Tja, wer Geschäfte macht wie die, der fühlt sich sicher.

Als ich noch grün war, ging ich in die Städte. Ich faselte von freier Sklaverei und vom Betrug, der die Karriere trägt. War keiner, der nicht einverstanden war. Sie zwinkerten. „Wir wissen, was du meinst.“ Und sah'n den Unsichtbaren über mir.

Betrachtet, sprach ich, unsern Herrn. Den Heiland, wenn er käme, schickte er in Psychoanalyse. Er selbst — ein Ring aus Pfefferminz verklärt die Glatze, in seiner Linken hält er grüne Scheine, in seiner Rechten pendelt, licht verchromt, ein Projektil — schwebt auf zur Höh', in einem Helikopter. Wie jung, wie unerfahren, dieser spiegelglatte Wanst, der hundertsiebzigtausend mit dem kleinen Finger tötet! Wie arglos, wie naiv — auf daß die eine Hand nicht von der andern wisse!

Umjubelt war ich, da ich meinen Herrn zuerst verriet. Es ist ihm keiner gut. Man neidet ihm die bunten Wagen, seiner Städte Licht, den Gummipolster unter seinem Hintern. Bald aber — mochte ich auch protestieren: es sei dem Grafen wie dem Schinder mein greller Mann am Ende vorzuziehen — galt ich als ein Agent des Einen, als Lakai des Andern. „Man muß“, so hieß es, „wie du weißt, für einen von den Drei'n optieren. Wo bliebe sonst das Positive!“ „Nein“, rief ich, „nein, ihr müßt es anders machen.“ „Wie denn!“ Sie fragten, „wie denn? wo? womit?“

Die Wenigen, die auf mich hörten, kamen zu dem gleichen Schluß wie ich: man höre nicht auf meinesgleichen. Man lebe still und unbemerkt; zu schwach, um dem Verhängnis zu begegnen, erweise man dem einen oder andern Götzen in der Zurückgezogenheit nur den geringsten Dienst.

Ich aber war erwählt dazu gewesen, ein Ärgernis zu sein, ein winziger Prophet, Nachfahr des Gilgamesch, des Abraham, die ausgezogen war'n auf Suche nach dem Sinn! Ich kehrte wieder heim. Ich richtete mich ein. In Frieden wohnte ich mit meiner lieben Frau, mit meinen guten Kindern, und abermals genötigt zum Erwerb, bekam ich jeden Monat eine Woche frei, um sie zu Hause zu verbringen.

Wie hübsch! Jetzt spielte ich, um meine Existenz zu sichern, den Seher, der die andern dazu mahnt, die Sicherheiten zu verschmähen. Um meinen Teil ins Trockene zu bringen, empfahl ich denen, sich zu opfern. Unfähig selbst zu wählen, sprach ich von der rechten Wahl. Um mich in dem Betrieb zu fördern, verlästerte ich den Betrieb. Satt und geachtet, mästete ich mich von der Verkündigung des Untergangs.

Nun stieg ich nicht mehr aus den Zügen aus. Ich sah den Leuten nicht mehr ins Gesicht. Mein Dutzend Reden las ich fertig ab. Die Stunden zwischen

Stadt und Stadt vertrieb ich mir mit Belletristik, in der Erwartung unverdienter Rast.

Ein Fliegerangriff (ohne Konsequenzen: keiner der Herren will zu viel riskieren) zerstörte gestern unsern Ort. Das Haus, in dem wir lebten, hat mir Frau und Kind begraben. Jetzt bin ich frei. Musik wird plärren. Sie bricht ab. Ich trete vor die Menge, um zu schweigen. Einmal, unmißverständlich, will auch ich der Wahrheit Ehre geben. — Und damit Schluß. —

Der Mann am Fenster schaute in die Drähte. „Sehr eigen“, sagte die Blondine, das Diktierte faltend. —

Soviel bekannt, hielt der Prophet, vor Ostern, noch drei Schweigereden. In einer Industriestadt, hoch im Norden, erboste sich sein Publikum. Es hatte Eintrittskarten lösen müssen. Es stampfte in das Areal um die Geleise. Der Narr blieb stumm. Man zerzte ihn von seiner Plattform in die kalte Nacht. Am nächsten Morgen lag er — klein und steif — wie eine Puppe auf der harten Erde.



Auf Besuch bei dem weißen Hasen

Erzählung

Mein Bruder schlief ein, sobald wir im Zuge saßen. Wir waren beide hundermüde: jeden Tag in einer anderen Stadt, jeden Tag Verhandlungen, Ärger, zu üppiges Essen auf Spesenkonto, nie vor Eins im Bett — und morgen, in Berlin, würde das so weitergehen. Nun sollten wir umsteigen, unsere Sachen auf einem gottverlassenen Bahnhof ausladen, die Nacht in einem miserablen Gasthof verbringen. Alles wegen der Tante.

Gewiß, wir lieben sie beide zärtlich. Vor acht Jahren hatten wir sie zuletzt gesehen, im Westen, flüchtig, auf einer Beerdigung. Seither hatten wir, ehrlich gesagt, keine Zeit gehabt, an sie und an alles, was zu ihr gehörte, viel zu denken.

— Warum ist sie in diesem entsetzlichen Nest hängen geblieben — sagte ich ärgerlich, als der Zug einfuhr. — Wegen der Gräber, das weißt Du doch! — Natürlich wußte ich es genau so gut wie mein Bruder.

An der Sperre stand sie, sehr alt und schmal. Und der Hut war derselbe, den sie vor acht Jahren und wohl auch schon vor zwanzig aufgehabt hatte. Wir rissen sie einander aus den Armen. Ich habe meinen Bruder nicht angesehen. Er wird den gleichen Anfall von Zärtlichkeit gehabt haben, der in mir fremde Städte, Verhandlungen und Spesenessen auslöschte, noch ehe wir auf das Kopfsteinpflaster hinaus gelangten.

Die Tante war klein wie ein Kind zwischen uns. Aber wir merkten nicht, daß sie sich quälen mußte, um mit uns Schritt zu halten. So sehr eilig hatten wir es plötzlich, bei ihr, in ihren vier Wänden zu sein.

Dabei wußten wir nicht einmal, wo sie wohnte. Früher, wenn sie uns abholte, da hatte sie auf dem Zweispänner hinter Kutsch-Karl gesessen. Wir rumpelten aus dem Ort hinaus und wollten auf den Sitz klettern, um das Haus eher zu sehen. Und sie sagte: — Kämmt Euch die Haare, Kinder. Großmama hat es nicht gern, wenn Ihr so verwildert ankommt. Es sind auch Gäste da. —

Damals waren immer Gäste da. Es gab vier Gästezimmer mit Marmorwaschtischen in Großmamas Haus, und wir freuten uns jedesmal, weil der prächtige Nachtopf im Mahagonikasten das gleiche Muster hatte wie das Waschgeschirr, und wenn man ihn umdrehte, stand darunter KPM — Königliche Porzellan Manufaktur. Wir kämmten uns eilig, denn wir hatten etwas Angst vor Großmama. Erst, als wir aus den Semesterferien kamen, hörte das auf. Da war Großmama über achtzig und milde geworden. Die Tante dagegen — die war niemals zum Fürchten gewesen. — Das Kind — sagte Großmama, wenn sie von ihr sprach.

— Das Kind — flüsterte mein Bruder mir zu und lächelte auf sie herunter, als wir über den Marktplatz gingen. — Was meinst Du, Bübchen? — Sie konnte nicht sehen, daß er sich über den Kopf strich, auf dem nur noch wenig Haare sind.

Dann traten wir in den Hausflur. Es roch nach geschauerten Fliesen, Gemüsesuppe und nach fremden Leuten. Die Stiege war eng. Jetzt hatte die Tante es eilig: — Kommt, Kinder, kommt. — Sie zog an uns vorbei an der Tür im ersten Stock, aus der ein fremdes Gesicht schaute. Bis unter das Dach stiegen wir, und wir mußten uns beide bücken, weil der Eingang so niedrig war. Da plötzlich — wir standen noch im Dunkeln — roch es nach Lavendel, zart und herb, wie aus Großmutter's Schränken. Die Tante drehte das Licht an. Ich erschrak.

Ich sah mich in dem Empirespiegel, das Glas war etwas trüb, und zwischen mir und dem Spiegel tickte die Uhr, die Pendüle mit dem kleinen Mohren. Aber mein Gesicht saß an der falschen Stelle, viel zu hoch, das Gesicht einer erwachsenen Frau, während doch mein Kindergesicht in die Lücke zwischen den Mohren und das Zifferblatt gehörte.

Mein Bruder war schon in der Küche. Lang, wie er ist, sah er gleich die Waage auf dem Schrank. Vorsichtig nahm er die Messinggewichte aus dem Kästchen. Er hielt sie in der Hand wie Juwelen. — Fünf Gramm, zehn, geacht. Sieh doch den Stempel. —

Und ich sah Mamsell in der Herrschaftsküche. Ihre ganze Fülle zwängte sie unter den Küchentisch: — Jungchen, nu hast Du schon wieder all die Gewichtchen verschmissen — Und mein Bruder stand klein und trotzig neben dem Riesenherd: — Weißt Du, Mamsell, was es bei uns sonntags gibt, das gibt es bei Euch alle Tage. Und was Ihr sonntags eßt, das kennen wir garnicht. —

— Es ist ja so eng hier — sagte die Tante. Sie hatte die karierte Kleiderschürze an, mit der sie an mein Bett gekommen war, wenn ich mittags nicht einschlafen wollte. — Eigentlich habe ich gar keinen Platz hier für all die Sachen. — Im Küchenschrank standen die weißen Fäßchen aus Porzellan mit den geschnörkelten Aufschriften: — Linsen, Zucker, Mehl, Grieß. — „Erbsen“ habe ich damals zerschlagen — sagte mein Bruder betrübt. Und die Tante strahlte: — Das weißt Du noch? —

— Die blaue Dose! — Mein Bruder lag auf den Knien und zerrte zwischen Küchentüchern und Wäscheklammern die Keksdose hervor. — Es sind noch welche von Weihnachten drin. — Die Tante sagte es fast entschuldigend. — Ich habe sie aufgehoben, weil ich dachte, vielleicht würdet Ihr doch einmal kommen. —

Und ich hockte am Boden der winzigen Küche, schob den Pfefferkuchen, der schon wieder weich geworden war, auf der Zunge hin und her und war in Großmamas Eßzimmer. Zu Weihnachten waren wir immer fünfzehn bei Tisch. Großmama hatte den Punsch selbst gemacht. Sonst ging sie nie in die Küche, aber an den Punsch ließ sie nicht einmal unseren Vater heran. Wenn der Karpfen serviert wurde, waren wir schon satt. Aber Großmama sagte: — Es wird von allem gegessen! — und das Karpfenfleisch war rosa und süß wie Marzipan. Wir hofften, nebenan würde ein Zweig am Weihnachtsbaum ein klein wenig anbrennen, damit wir einmal aufspringen könnten.

Die Tante war sehr beschäftigt. Sie drückte jedem von uns eine Schüssel in die Hand, die Schüsseln mit den blauen Zwiebeln. — Wieviel Zwiebelchen sind auf Deinem Teller? — hörte ich Großmamas Stimme. Wer zuerst die Zwiebeln auf dem leeren Teller zählte, bekam nach Tisch ein „Hilde-

brändchen“. Großmamas Schokoladenpakete stammten von Hildebrand. — Wieviel Eier hat Hildebrand gelegt? — fragte mein Bruder zu Ostern, wenn wir fertig gesucht hatten, und die gerechte Verteilung auf der Veranda begann.

Die Tante schob uns durch den kleinen Flur und öffnete die Zimmertür. Und nun begann das Fest. Wer hatte auch ahnen können, daß es soetwas noch gab? Wir standen da mit unseren Schüsseln in den Händen und rührten uns nicht. Die Kerzen brannten in den beiden Osterleuchtern. — Sieben waren es — dachte ich — sieben auf Großmamas Tisch. — Plötzlich wußte ich, daß ich in allen Antiquitätengeschäften der Welt nur nach diesen Leuchtern gesucht hatte.

— Setzt Euch doch, Kinder —. Hatte ich nicht einmal in einem dieser grünen Sessel gesessen, das steife Kleidchen ausgebreitet, die nackten Beine ängstlich übergeschlagen, weil die weißen Schuhe sich nicht berühren durften, und vor mir verschwand der fremde Mann hinter dem schwarzen Tuch: — Ein reizendes Bildchen, verehrte Gnädigste. Wenn nur Ihr Enkelchen ein bißchen lachen wollte! —

Wir aßen und spürten den harten Saum des Damasttuches auf unseren Knien. Plötzlich fuhr mein Bruder auf: — Der Hase —. Wir hatten ihn wahrhaftig noch garnicht bemerkt. Schneeweiß saß er zwischen den beiden Leuchtern, und die Kerzen spiegelten sich in seinem Porzellanfell. — Den Hasen gibt es noch! — Ich faßte die Tante bei der Hand. Sie strahlte.

— Aber Mutter ist doch garnicht hier. Und überhaupt, die Leuchter und der Hase — und dabei ist Ostern erst in zehn Tagen! — mein Bruder ist sehr genau. — Nun ja Kinder, Ihr kommt doch so selten. — Die Tante schämte sich etwas, daß sie den Ritus nicht so recht eingehalten hatte.

Den Hasen hatten sie und unsere Mutter als kleine Mädchen einmal von der Großmama zu Ostern bekommen. Sein Bauch war hohl, und in dem Loch zwischen seinen eingezogenen Pfoten hatte seither jedes Jahr zu Ostern eine Überraschung für die beiden gesessen. Als die Großmama gestorben war und das Haus von den Russen zerstört und die Tante allein in das Stübchen im Dorf gezogen war, da hatten die Schwestern angefangen, einander zu Ostern den Hasen zu schicken, jedesmal mit einer Überraschung zwischen den Pfötchen. Ein Jahr die eine, ein Jahr die andere.

— Dies Jahr bin ich an der Reihe, und ich dachte, Ihr könntet ihn Mutter gleich mitnehmen. Aber heute — heute ist er für Euch gekommen. —

Mein Bruder und ich sahen uns an. — Du — sagte er. — Er gehört den Frauen der Familie. — Und ich nahm ihn vorsichtig auf. Eine Gemme lag zwischen seinen Füßchen, ein kleines Oval aus milchigem Stein. Wir hielten sie gegen die Kerze und sahen das Profil eines sehr jungen Mädchens, streng zwischen offenen Haaren.

— Eure Großmutter gab es dem Großvater zur Verlobung. Da war sie sechzehn Jahre alt. Eigentlich hat es Eure Urgroßmutter dem Schwiegersohn geschenkt. Sie hat ihm einen Brief dazu geschrieben. Ich will ihn Euch nachher vorlesen. —

— Ich habe jetzt Großmamas Schreibtisch — sagte die Tante wie zur Entschuldigung, als sie die Bündel mit den Briefen herausnahm. Nie hätte sie, das Kind, früher gewagt, Großmamas Regierungssitz einzunehmen. — Sie

war eine große Herrscherin, unsere Großmutter, nicht? — mein Bruder drehte die Gabel mit dem S und dem Krönchen darüber in seiner Hand. Und die Tante erzählte, wie froh Großmama gewesen war, als das Telefon aufkam, weil sie täglich mit ihrer festen Stimme Befehle an Töchter und Schwieger-töchter aussenden konnte. Trotzdem aber schrieb sie weiter mit ihrer großen leidenschaftlichen Schrift Anweisung, Trost und Rat in die Welt hinaus.

— Wie ähnlich Du ihr geworden bist! — Die Tante zeigte auf das Bild über dem grünen Sofa. — Als es gemalt wurde, hatte sie acht Kinder. Sie war gerade so alt, wie Du jetzt bist. — Ja — sagte mein Bruder — wirklich, um die Augen, die Stirn und auch den Mund. —

— Ähnlich — dachte ich. — Einen weiten Weg habe ich noch vor mir, bis ich Dir ähnlich werde. — Laut sagte ich: — Ich glaube nicht, daß man ihr ähnlich werden kann. — Und ich griff nach der letzten Fotografie. Darauf ist sie vierundachtzig. Plötzlich wußte ich, warum wir als Kinder Angst vor ihr hatten. Solcher Vollendung sind Kinder nicht gewachsen. Und im selben Augenblick sagte mein Bruder: — Wer kann einer solchen Frau heute noch ge-wachsen sein! —

Es dämmerte hinter den Vorhängen, und draußen ratterten die ersten Wagen über das Kopfsteinpflaster, als die Tante die seidenen Bänder wieder um die Briefbündel knüpfte. Es fiel uns schwer, uns von dem Mädchen zu trennen, das unsere Großmutter war. — Bei Dir weiß man wenigstens, wo man hingehört — sagte mein Bruder, als er die Tante zum Abschied küßte. — Gebt acht auf den Hasen! — rief sie, als der Schaffner die Tür hinter uns zuwarf.

JAGD NACH LETZTEN LANDSTREICHERN

Die Häscher verfolgen den Mond,
denn der Mond durchschaut ihre Machenschaften
als unbestechlicher Parlamentär.

Sie schleppen das Schafott zum Galgenberg,
aber der Mond hat sich heute nacht
im Hinterhof versteckt.

Im Schuppen des guten Ibrahim,
der Papierrosen und alte Geigen sammelt,
fand der Mond sein Exil.

Wie lange wird diese Nacht ohne Mond sein,
wie lange lächelt Ibrahim,
wann wird sein Lächeln

rot verstaubt sein
wie die Rosen
aus Papier?

Günter Bruno Fuchs

LITERARISCHE RUNDSCHAU

Zu einer Apologie Alexanders VI.

Im Gegensatz zur religiösen Apologie, deren Aufgabe eine dogmatische Rechtfertigung ist, will die politische Apologie oder die Apologie einer einzelnen Gestalt über die Rechtfertigung hinaus vor allem Verherrlichung. Die Apologeten des Nazismus etwa liefern den Beweis, daß Beweise sie nicht nur nicht interessieren, sondern wie mit seltener Virtuosität an die Stelle des Beweises die bloße Behauptung in den luftleeren Raum gesetzt und alles ignoriert, aus dem Wege geräumt, geleugnet oder nicht erwähnt wird, was das fixierte Programm der Verherrlichung zu stören imstande wäre. Wir sind also mit Apologeten der jüngsten Vergangenheit reichlich versehen und mit dem Verfahren sehr vertraut. Nun tritt auch für eine der meistdiskutierten düstersten Gestalten der europäischen Vergangenheit, den Borja-Papst Alexander VI., ein neuer Apologet auf den Plan und zwar in der Person des italo-kubanischen Diplomaten *Orestes Ferrara*. Sein aus dem Spanischen übersetztes, vor Jahren bereits englisch und italienisch erschienenenes umfangreiches Buch („*Alexander VI. Borgia*“, Zürich/Stuttgart 1957, Artemisverlag. 525 S. DM 24,—) will aus dem Papst, den die nüchternste, ernsteste Forschung in seiner uns hier einzig interessierenden geschichtlichen Wirklichkeit umrissen, wie andererseits von unbewiesenen, für seine Charakteristik auch gänzlich belanglosen Schauerlegenden befreit hat, eine Lichtgestalt, eine Art Kirchenvater und einen Staatsmann von ungeahnter Weisheit machen. Die Forderung des großen Papsthistorikers Ludwig v. Pastor: „Der Historiker darf sich nie durch apologetische Zwecke leiten lassen — sein einziges Ziel soll die Ergründung der Wahrheit sein“ scheint den Autor wenig zu verpflichten. Aber auch die Tatsache, daß Pastor, der größte Historiker deutscher Zunge nach Ranke und Burckhardt, fast ein halbes Jahrhundert in engster Vertrautheit mit päpstlichen Dokumentarien gelebt und mit beispielhaftem Scharfblick Echtes von Unechtem zu unterscheiden vermochte, hält Ferrara nicht davon ab, als Hauptbeweggrund von Pastors Darstellung Alexanders VI. altjüngferlich-katholische Prüderie zu nennen (S. 501/02). Hauptkronzeugen Ferraras sind vielmehr ausschließlich Borja-Apologeten wie Leonetti, de Roo und jener Baron Corvo, dessen *Chronicles of the House of Borja* (1901) Pastor zurecht „eine populärapologetische Darstellung in teilweise geschmacklosen Formen“ nennt. Von Pastor ist, wie sich bald erweist, nicht einmal die Ausgabe letzter Hand (*Geschichte der Päpste*, Band III/1) von 1924 benutzt, in der zum erstenmale die Pastor zur ausschließlichen Verwendung zur Verfügung gestellten Privatkorrespondenzen Alexanders VI. ausgewertet und teilweise veröffentlicht worden sind; ihre Kenntnis hätte das apologetische Kartenhaus Ferraras bedenklich ins Wanken gebracht. Auch der durch eine Fülle unedierten Materials ausgezeichnete Band der römischen Historikerin Maria Bellonci über Lucrezia Borja (9. Aufl. 1952, Mondadori) ist so wenig ausgewertet worden, wie eine ganze Reihe wichtiger Publikationen, die allesamt der Apologie im Wege stehen. Gregorovius' *Lucrezia Borgia* wird nur an unverfänglichen Stellen zitiert, nie da, wo Dokumente eine deutliche Sprache reden und wo unsere Kritik zunächst anzusetzen hat.

Schon bei der Charakterisierung Alexanders verwickelt sich der Autor in bedenkliche Widersprüche: „Er war ein Priester im reinsten Sinne des Wortes“ (9), „tiefgläubig“ (275), ein „moralisch einwandfreier Mensch“ (67), „keinen Grund zur Annahme, Alexander VI. sei ein Leben lang keusch geblieben“ (157), „daß Borgia das Keuschheitsgelübde nicht unbedingt für sakrosankt hielt“ (158), „als ein Realist kaum geneigt zu glauben, die Tugend sei mit unnötiger Entsagung gleichzusetzen“, u. s. f. Welche Vorstellungen verbindet der Autor nun eigentlich mit dem „Priester im reinsten Sinne des Wortes“? Merkwürdig ist, daß er trotz seiner Auffassung vom „Realismus“ des Borja bestreitet, daß dieser je Kinder gehabt hat, deren die Geschichte bis heute neun nachgewiesen hat. Die vier berühmtesten, Cesare, Juan, Lucrezia und Jofré, die Kinder de Borjas und der Vannozza Catanei, erklärt er, im engen Anschluß an den Apologeten de Roo, für in Spanien geborene Kinder anderer Borja. Er unterschlägt dabei die von Gregorovius (6. Aufl. 1920, S. 307) veröffentlichte notarielle Verlobungsurkunde Lucrezias, in der Kardinal de Borja dreimal von dieser als seiner leiblichen Tochter, einmal von sich als ihrem Vater redet; auch die Erwähnung einer notariellen Entlobungsurkunde (Gregorovius, 313) unterläßt Ferrara, denn hier nennt Borja mit der ihm in solchen Fragen eigenen Offenheit Lucrezia seine natürliche Tochter. Daß Lucrezia und Cesare nicht in Spanien geboren sind, sondern in Subiaco bei Rom, einer der reichen Pfründen des Kardinals, weist Maria Bellonci an Hand der *Storia Sublacense* von Alessandro Tummolini nach, dem überdies noch heute verlorene Dokumentarien zur Verfügung standen. Den Geburtsort von Juan und Jofré kennen wir bis heute nicht. Und hätte wohl Ferrara auch dann noch bestritten, daß Vannozza die Mätresse Alexanders gewesen ist, wenn er ihre drei, von Pastor veröffentlichten Briefe (S. 1110/11) gelesen hätte? Die gesamte Beweiskette ist übersichtlich zusammengestellt von Maria Bellonci (659-667).

Noch peinlicher erscheint das Kapitel, das der Autor der Giulia Farnese, der berühmtesten — für ihn natürlich nur angeblichen — Mätresse des päpstlichen „Realisten“ widmet. Sie war die schönste Frau Roms, Gattin des Orsino Orsini, eines Sohnes der päpstlichen Obersthofmarschallin Adriana Mila-Orsini, einer Cousine Alexanders VI., die dem Vetter stets gefälligen Vorschub leistete. Lassen wir die Verdächtigungen Ferraras „von allen neueren Historikern“. Für das in ganz Europa bekannte, uns hier moralisch gar nicht, historisch umso mehr interessierende Liebesverhältnis Giulias und des Papstes sind die beiden selber die besten Zeugen. Ferrara hätte nur die von Pastor erstmals edierten Briefe (1087/1111, dazu Pastors Tagebücher, 1952, S. 705) zu lesen brauchen. Ob dann von der Apologie noch etwas übrig geblieben wäre, wagen wir zu bezweifeln. Aber ein Buch wie das Ferraras beweist die dringende Notwendigkeit, diese gesamte Privatkorrespondenz endlich im Original mit Faksimiles und Kommentaren herauszubringen, damit ein Ende sei mit dem uns aufgetischten Ammenmärchen vom harmlosen Borja-Papst. — Giulias Bruder, Kardinal Alessandro Farnese, als Papst Paul III. der erste Papst der Gegenreformation, erinnerte sich später, als von Grund auf Gewandelter, nicht mehr gerne der Zeit, als er den Purpur der Liebschaft seiner Schwester verdankte; als er vom Volk „cardinale della gonnella“ und noch Schlimmeres, d. h. Weiberrockkardinal genannt wurde — wir verzichten auf eine Beschäftigung mit der „Deutung“ dieses Begriffes durch Ferrara —; als der „also Verleumdete“

Kinder zeugte, allen voran den furchtbaren Pier Luigi Farnese, den letzten Renaissancebastard im Stile Cesare Borjas und ersten Herzog von Parma (Pastor, Band V). Solche natürlich nicht erwähnten Tatsachen heißen bei Ferrara „aus einem frechen Wortspiel zweideutige Wahrheiten herauslesen“. Wir dürfen annehmen, den Autor auf das von ihm erwartete beweiskräftige „reichhaltige Schrifttum“ hingewiesen und ihn zu einer Revision seiner Anschauung von der „frommen und tugendhaften“ Gattin Orsinis angeregt zu haben.

Lediglich gestützt auf die beiden Apologeten de Roo und Corvo leugnet Ferrara die beiden jüngsten Bastarde Alexanders: Juan oder Giovanni, genannt Infante Romano, geboren 1498, und Rodrigo, geboren vermutlich 1502. Die kritischen Ausführungen Pastors werden nicht einmal erwähnt; die beiden von Gregorovius in Modena aufgefundenen authentischen Bullen vom 1. 9. 1501, deren erste, offizielle, den Infante späterer Erbensprüche wegen als Sohn Cesares legitimiert, während sich Alexander in der zweiten, geheimen, selber als glücklichen Vater bekennt, werden auf Grund der „technischen Überlegungen“ de Roos einfach für Fälschungen erklärt, obwohl Pastor beide Bullen auch in den offiziellen Regestenbänden des Pontifikates aufgefunden hat, was Ferrara nicht weiß. Er verläßt vielmehr den Boden der Wirklichkeit völlig und äußert eine Vermutung, die „besticht durch ihre Wahrscheinlichkeit“, wie kühn für alle Leser vorausgesetzt wird. Ein „skrupelloser Anwalt“ habe die beiden Modeneser Bullen — sie stammen, nebenbei gesagt, aus Lucrezias Besitz, die sie 1502 bei Ihrer Heirat mit Alfonso I. nach Ferrara mitnehmen mußte, von wo sie dann 1599 nach Erlöschen der Hauptlinie Este in die Archive der neuen herzoglichen Linie von Modena-Reggio gelangten — hergestellt, um dem Infante das einst von seinem päpstlichen Vater verliehene Herzogtum Nepi zurückzugewinnen; in Wirklichkeit prozessierte den Infante nicht um Nepi, sondern um Camerino, und auch nicht 1535, sondern 1529. Solche kleinen Ungenauigkeiten sind in Menge bei Ferrara zu finden. Am ausführlichsten hat Maria Bellonci den Fragenkomplex des Infante behandelt. Wir vermissen bei Ferrara schließlich eine Auseinandersetzung mit Ronchinis *Documenti borgiani* (1877).

Mit dem Mittel des Verschweigens windet sich Ferrara auch durch die Frage des kleinen Rodrigo hindurch und ersetzt die Auswertung von Dokumenten durch den Ton scheinbarer Objektivität: Papst Leo X. legitimierte den Bastard 1515, schrieb aber keineswegs „Kind eines Papstes“ (was *cuiusquam* heißen müßte), sondern „Kind des Papstes“ („ . . . pateris de Romano Pontifice genitus“). Maria Bellonci veröffentlicht drei der vier diesen Bastard betreffenden Dokumenten und gibt damit Gelegenheit, zu lesen: „il signor Don Rodrigo fratello de vostra exzellentia“ (Bruder Ew. Exzellenz) — nämlich Lucrezias, die zeit lebens eine liebevolle Sorge für den Stiefbruder an den Tag gelegt hat. Das darf aber nicht gesagt werden, denn der Bastard wird von Ferrara ohne große Skrupel dem heiligmäßigen Pius III. — keinem „Realisten“ wie Alexander VI. — oder Julius II. untergeschoben, der aus bewegter Jugendzeit drei Töchter hatte. Lucrezia dürfte sich kaum für Bastarde ihres Erzfeindes Julius interessiert haben. Auch der von Gregorovius (274) zitierte Brief von 1535, der von „Don Rodrigo Borgia figliuolo che fu di Papa Alessandro“

(Don R. B., Sohn des verstorbenen Papstes Alexander) spricht, wird dem Leser vorenthalten. Rodrigo war Priester, und Lucrezia ermahnt ihren Beauftragten, dafür zu sorgen, daß ihr Bruder pünktlich die Messe lese (Bellonci 704/05); Ferrara aber behauptet, "... obwohl er garnicht dem geistlichen Stand angehörte". Es wäre für die Apologie sehr gefährlich gewesen, hier den Namen Lucrezias zu nennen.

Unter dem Vorwand der Impotenz ließ Alexander VI. die Ehe Lucrezias mit Giovanni Sforza von Pesaro gewaltsam scheiden, denn seine Tochter war nichts als die politische Handelsware der Dynastie Borja. Die infame Lüge der Impotenz hätte Ferrara (282 f.) im Sinne der Wahrheit ohne weiteres entkräften können, denn Sforzas erste Gemahlin, Maddalena Gonzaga, war im Wochenbett gestorben und auch seine dritte Gemahlin, die Dichterin Ginevra Tiepolo-Loredano, hatte Kinder von ihm.

Auch wenn es Ferrara in einer der abwegigsten „Beweisführungen“ seines Buches bestreitet: Lucrezias zweiter Gemahl, Herzog Alfonso d'Aragona di Bisceglie wurde von Cesare ermordet. Die diplomatischen Berichte aus den Tagen der Tragödie, das kluge, überzeugende und ausführliche Urteilen und Abwägen Pastors (537/39 f., 1074) und Maria Belloncis (208-219) finden bei Ferrara ebensowenig Beachtung wie das Hauptdokument zu der Untat Cesares, der Brief (Röm. Quartalschrift II/190-194, 1888) des Raffaele Brandolini Lippo, des berühmten, über alle Zweifel erhabenen Erziehers des Ermordeten — ein Brief, aus dem mehr denn deutlich hervorgeht, daß er nach der mündlichen Darstellung Lucerzias und Sanzias, der Schwester Alfonsos, abgefaßt ist, die beide den wenige Tage zuvor bei dem ersten Attentat Cesares schwer Verwundeten bis zu seiner letzten Stunde persönlich aus Angst vor Gift gepflegt hatten; bis zum Augenblick, da Michelotto, Cesares Privat-Henker — für Ferrara ist dieser in Italien berühmte Würger ein „zeit seines Lebens geachteter Mann“ — hereinkam und die Prinzessinnen hinauswies, um seinen Mord zu vollbringen.

Aus der Menge des notorisch Falschen nur noch einige Beispiele: Warum werden bei der Behandlung der Tragödie Lucrezias und Perottos neben anderen Ungenauigkeiten zwei authentische Nachrichten durcheinandergeworfen? Warum wird (197) eine „Tochter des Herzogs von Ferrara“ einfach erfunden und zur Frau Cesares gemacht? Warum wird aus Anlaß der Ermordung des jungen Astorre Manfredi von Faenza durch Cesares Henker ein authentischer Text (Pastor, 543) falsch übersetzt? Warum wird (478) ein Text Macchiavellis falsch übersetzt, damit der Apologie nicht geschadet wird — und das in einem Buch, in dem es sich lohnen würde, zu zählen, wie oft das Wort Fälschung vorkommt? Warum wird der simonistische Schacher von 1492, der Alexander VI. auf den Thron brachte, mit einer Unbedenklichkeit ohnegleichen in sein Gegenteil verkehrt? Warum wird, um den großen Julius II., hier wie bei jeder Gelegenheit herabzusetzen, dessen Reformkonzil zeitlich „beschränkt“ genannt, obwohl es unter zwei Päpsten als zweitlängstes der Kirchengeschichte fast fünf Jahre dauerte? Warum wird der Raubzug der Borja zur Eroberung der Romagna, der Anfang zur Errichtung eines Reiches für Cesare, im Widerspruch zur historischen Wahrheit dargestellt, die herauszukristallisieren eine über-

reiche Fülle von Dokumentarien ausgereicht hätte? Gerade hier fällt dem Leser in besonderem Grade die unverhohlene Sympathie des Autors für das auf, was er selber „Staatsraison“ nennt, die Vergottung des Staates jenseits aller ethischen Bindungen. Diese Andeutungen müssen genügen. Das Wort hat der kritische Betrachter.

Hans Kühner

Von Husserl an

Im Verlag „Öffentliches Leben G. m. b. H.“ erschien die zweite, erweiterte Auflage des Werkes des Philosophen *Julius Kraft „Von Husserl zu Heidegger“* Kritik der phänomenologischen Philosophie (148 S. DM 9,80).

Diese philosophische Streitschrift von Julius Kraft, der bis zur nationalsozialistischen Machtübernahme an der Universität Frankfurt und dann an holländischen und amerikanischen Hochschulen lehrte — er lebt jetzt in London — ist mit Rücksicht auf die überaus treffende Charakteristik der Phänomenologie und des Existentialismus verdienstvoll und bemerkenswert. Die erste Auflage dieser Kritik erschien noch im Jahre 1932, als die Husserl'sche Phänomenologie und ihre existentialistischen Sprößlinge in hoher Blüte standen und das Feld der Philosophie in Deutschland uneingeschränkt beherrschten. Die erste Ausgabe beschäftigte sich vornehmlich mit der Phänomenologie Husserls, Schellers und Hartmanns und in zweiter Reihe auch mit der Existentialphilosophie Heideggers und Jaspers'. Diese Themen erweitert die zweite, soeben erschienene Ausgabe dahin, daß die nachgelassenen Schriften Husserls, die inzwischen erschienenen Arbeiten Nicolai Hartmanns und Heideggers sowie auch diejenigen von Sartre berücksichtigt werden. Dadurch wurde auf beschränktem Raume aus dem Buche Krafts eine etwas konzise und stellenweise zornige Behandlung der Phänomenologie und des west-europäischen Existentialismus.

Man muß Kraft eine gewisse Priorität in der Kritik zubilligen; er hat bereits 1932 jene Punkte, die zum Angriffsansatz gegen Phänomenologie und Existentialismus geworden sind, herausgegriffen. Abgesehen von der positivistischen Kritik z. B. hat er auch diejenige von Georg Lukács vorweggenommen, obwohl die letztere von einem Julius Kraft völlig entgegengesetzten Standpunkt ausgeht, nämlich demjenigen des dialektischen Materialismus, während Kraft eine rationale Philosophie vertritt, die die Ergebnisse der Kantschen Kritik als festste-

hend und unüberwindbar ansieht. Kraft greift insbesondere die irrationalistischen Grundlagen der Phänomenologie Husserls an, seinen Intuitionismus, die merkwürdige Überzeugung, daß man vom Blickpunkt einer intuitionistischen Schau zu einer Philosophie als strenger Wissenschaft gelangen kann. Diesen Anspruch haben übrigens die Nachfolger und Erben Husserls ohnehin aufgegeben. Kraft meint mit Recht, daß „die Phänomenologie mit ihrem Anspruch auf Wesensschau Ausdruck und Mitgestalterin der Abwendung des 20. Jahrhunderts von Vernunft, Erkenntnis und Wahrheit“ ist; daß die Auseinandersetzung mit ihr einen Teil der größeren Auseinandersetzung mit dem im 20. Jahrhundert anhebenden „neuen Mittelalter“ bildet, „zu dessen Früchten im letzten Vierteljahrhundert die faschistischen Diktaturen und der von ihnen heraufbeschworene zweite Weltkrieg gehören.“ Goldene Worte!

„... Der phänomenologische Anspruch auf intuitives Weltverständnis mittels ... ‚Wesensanschauungen‘ ist nicht weniger anmaßend als ... die Berufung faschistischer Demagogen auf ihre Weltanschauungs-„Intuitionen“, deren Erkenntnisverachtung unverhohlen ist. Aber es gibt auch „philosophische Demagogen“, meint Kraft, nur ist ihre Identifizierung weit schwieriger. In dasselbe Kapitel, behauptet weiter Julius Kraft, gehört die „weltweite Staatsversklavung des Kommunismus.“

Kraft versucht nachzuweisen, daß „die Entwicklung von Husserls Philosophie als strenger Wissenschaft zu Heideggers und Jaspers' Irrationalismus die Unmöglichkeit des philosophischen Intuitionismus“ dartut und deswegen auch „kein Zufall ist“. Allerdings gibt er auch zu, daß der Existentialismus als solcher nicht unbedingt der Phänomenologie als Grundlage bedarf, da ja Kierkegaard ohne sie als Existentialist aufgetreten ist. Vom Standpunkt seines philosophischen Rationalismus bejaht aber Kraft Husserls „strenge Widerlegung des Empirismus“ und billigt ihm — übrigens mit Recht — große Verdienste auf dem Gebiete der

Logik zu. Kraft selbst ist weder Empiriker noch Positivist und wäre auch bereit, Husserls Verdienste um die angeblich endgültige Widerlegung dieser Doktrinen anzuerkennen. Verfehlt ist nach ihm bloß Husserls Versuch auf dem Wege über eine Intuition, die mit der Schellingschen „intellektuellen Anschauung“ verwandt ist, durch die sogenannte phänomenologische Reduktion eine strenge wissenschaftliche Philosophie aufzubauen.

Was Heidegger anbelangt, erblickt Kraft in ihm einen in Verbalspielen befangenen philosophischen Jongleur, der weltanschaulich schwankend den Weg vom „nichtenden Nichts“ zum „dingenden Ding“ unternimmt, d. h. von einer leeren Phrase zur anderen ebenso hohlen. Heidegger „folgt dem Modell Plotins und Fichtes“, dem des „philosophischen Magiers“ „er „zelebriert ein Verbalritual von Trivialitäten und Absurditäten“.

Man nimmt eine gewisse Spannung zwischen der Stellungnahme in der ersten und in der zweiten Ausgabe war. Während Kraft 1932 Jaspers womöglich noch schärfer abtut als Heidegger und nach einem Zitat aus Jaspers' „Philosophie“ zum Ergebnis gelangt, daß „nach dieser Selbstcharakterisierung“ von vornherein die existentialphilosophischen Äußerungen über Gott, Welt, Mensch und Gesellschaft als bloße Wortkombinationen „beurteilt werden müssen, die nichts anderes sind und nichts anderes sein wollen“, und „eine Rückkehr zu der altbewährten Methode der Beschwörung durch Wortformeln“ bedeuten, urteilt er in der zweiten Ausgabe wesentlich milder über Jaspers. Er will nicht sein „moralisches Verdienst schmälern“, daß er im Gegensatz zu der „durch Heidegger fortgesetzten Pflege kulturphilosophischer Zweideutigkeiten, bereits 1945 den Rassenwahn des Nationalsozialismus als Parallelerscheinung zum Hexenwahn des späten Mittelalters“ anprangerte. Dennoch muß Kraft die Frage stellen: „Aber welches Recht hat ein relativistischer Existentialist wie Jaspers, sich gegen irgendwelche ‚existentielle Haltung‘ — und sei es auch die eines modernen Hexenwahns — zur Wehr zu setzen? Tatsächlich hat er gar keines, und in dieser intellektuellen Selbstentwaffnung... liegt eine Mitschuld an dem Wahn der Zeit und seinen entsetzenerregenden Folgen.“ Er meint schließlich begütigend, daß Jaspers „auf der Basis weiter Welt- und Menschenkenntnis... spekuliert, während

Heidegger mit Verbalistik und Sartre mit psychologischen Sensationseffekten blufft.“

Kraft glaubt, daß es heute vier weltbeherrschende Gedankenrichtungen gibt: die Thomistische Philosophie der katho-

Neu
im März

ROMANE 1,90

Walter Jens *Vergessene Gesichter*
Leonhard Huizinga *Der siebente Tag*
Kasimir Edschmid *Der Liebesengel*

WISSENSCHAFT 1,90

Thraseybulos Georgiades
Musik und Rhythmus bei den Griechen
Siegfried Kracauer
Von Caligari bis Hitler
(Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Films)

KLASSIKER 1,90

Eckhart, Tauler, Seuse
Ein Textbuch aus der altdeutschen Mystik
herausgegeben von Hermann Kunisch

MONOGRAPHIEN 2,20

HEINRICH VON KLEIST
von Curt Hohoff
WILLIAM SHAKESPEARE
von Jean Paris
KNUT HAMSON
von Martin Beheim-Schwarzbach
ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY
von Luc Estang

DOPPELBÄNDE 3,30

In jeder Buchhandlung

stellten. Struves großes Verdienst wird bleiben, daß er sich nicht auf das Podest des Besserwissers stellt, sondern durchweg betont, was die sowjetischen Autoren trotz ihrer miesen Lage erreicht haben. Ihr Dennoch verdient eher Bewunderung als Kritik. Seitdem 1932 die Schriftsteller zu Ingenieuren der russischen Seele degradiert wurden, haben es auch die Literaturhistoriker schwerer. Die folgenden zwei Jahrzehnte sind fast ohne bemerkenswerte Hervorbringungen, ihre Behandlung durch Struve erscheint deshalb schwächer. Er hat noch von harten Kämpfen zu berichten, vom Verschwinden großer Namen vom Aufblühen zweifelhafter Sterne; aber die Literatur selber leidet an Anämie. Das wird mit der neuesten Periode nicht radikal anders. Mit gutem Grund warnt Struve davor, etwa Dudinzew zu überschätzen. Seinesgleichen gibt es manchen; allzuviel ist für die Literatur damit nicht gewonnen. Pasternak war und ist ein Außenseiter. Doch selbst wenn sein Roman (vgl. DR 1/1958) die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllen sollte, hat die sowjetrussische Literatur die Breite nicht wieder erreicht, die sie in der Fülle der Konstruktivisten, Akmeisten, Serapionsbrüder, Futuristen in den 20er Jahren hatte.

Simmons weist mit Recht daraufhin, daß die heutige Sowjetliteratur in erster Linie als Quelle für die Sozialgeschichte nützen kann. Sie zeigt durch das Medium des gleichgeschalteten Schriftstellers, wie sich die Regierung ihre Untertanen wünscht. Aus amtlichen Verlautbarungen oder aus Reiseberichten kommt immer mehr von den Veränderungen an den Tag, die sich im Sowjetstaat vollziehen. Aber das Verhalten der Menschen in dieser veränderten Umwelt, ihr Verhalten zueinander begreift man am ehesten durch die Literatur. Da ist ein, man könnte sagen, geheimer Mechanismus wirksam: Wo immer Literatur ist, und sei sie noch so unfrei, verrät sie ein Quäntchen Wahrheit. Simmons' Methode zielt deswegen darauf ab, diese Splitter der Wahrheit zu sammeln und sie zum Bild zu fügen. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden sind, ist offenkundig. Die fünf Mitarbeiter Simmons gehören zum Studienkreis um das Russische Institut der Columbia-Universität in New York. Louise Luke untersucht die Stellung der Frau anhand wichtiger sowjetischer Romane, Gene Sossin die Be-

deutung von Kindertheater und Drama in der Sowjeterziehung. Die Tragödie des begabten Satirikers Sostschenko schrieb Rebecca Domar nieder. Bernard Choseed zeigt das Bild, das die Sowjetliteratur von den Juden zeichnet, und Robert M. Hankin stellt den Zusammenhang zwischen Ideologie und Literatur dar. Die Beiträge sind recht unterschiedlich. So wirkt der Aufsatz von Luke bei aller Ausführlichkeit doch ziemlich einseitig. Man erfährt mehr über die offizielle Entwicklung der Frauenfrage als über das Leben der Frauen selber. Ähnlich theoretisch bleiben die Essays über das Kindertheater und die Darstellung der Juden. Sossin kommt zum Ergebnis, daß die Indoktrination, welcher die Kinder in der Sowjetunion ausgesetzt sind, sie zu linientreuen Bolschewisten machen müsse. Die Mittel, die da verwendet werden, sind in der Tat erstaunlich, und doch erreichen sie ihren Zweck nur unvollständig. Das beweisen tagtäglich die sowjetischen Zeitungsberichte über die Hooligans, die wir hierzulande unglückseligerweise die Halbstarke nennen. Offenbar kommt auch die doktrinärste Erziehung nicht über die Gegenkraft hinweg, die sich austoben muß, wenn die jungen Seelen von irgendetwas übersättigt sind. Davon berichtet uns der Autor nichts, und er hätte es doch so leicht gehabt, seine Theorie mit den Zeitungsberichten zu konfrontieren. Ähnlich steht es mit Bernard J. Choseeds Artikel. Ihm sind die zahlreichen antisemitischen Feuilletons entgangen, die in der Sowjetpresse erscheinen, und, fast unabhängig vom Stand der großen Politik, das Vorurteil wachhalten, um es zu gebrauchen, wenn das System Sündenböcke nötig hat. Zur Sammlung als solcher ist noch zu fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, ein Buch, das so entscheidende Dinge behandelt, auf den Stand von heute zu bringen, als sich mit den Ergebnissen von Studien zu begnügen, die etwa 1950 geschrieben worden sind, aber die unmittelbar davor liegende Entwicklung fast unbeachtet lassen.

Rühles Darstellung des „gefesselten Theaters“ — ist breit angelegt. Sie beginnt mit Gorkij und Stanislawskij, Meyerhold, Tairow, Wachtangow und dem Spieler mit grotesken Puppen, Obsasow. Der zweite Teil verfolgt das Wirken von Piscator, Brecht und Felsenstein. Erst daran schließt der Abschnitt über die kommunistische Dramatik und

Theaterpolitik an. Dieser Aufbau hat den großen Vorzug, daß er das russische Theater, soweit das möglich ist, in die europäische Entwicklung einbezieht. Das trägt vor allem zum besseren Verständnis des „Neuen Kurses“ bei, der ja nichts anderes ist, als ein Versuch, der selbstverschuldeten Isolierung ein Schnippchen zu schlagen. Andererseits verführt Rühles Weitläufigkeit leicht zu dem Eindruck, die Sowjetbühne von heute habe mehr als die bloßen Namen mit dem revolutionären Theater der zwanziger Jahre gemein. Die emsig herbeigeschafften Kritiken und Dekrete aus sowjetischen und ostzonalen Quellen kommen auch nicht gerade der Lesbarkeit zugute. Was sie an interessanten Fakten enthalten, käme auf den zwei oder drei Zeilen, die dafür wirklich benötigt würden, besser zur Geltung. Davon abgesehen sei Rühles Arbeit empfohlen als ein wichtiges Dokument zur Zeitgeschichte der Kunst, die ihren Weg geht, und diejenigen weit hinter sich läßt, die sie zugrunde richten wollen. Der freie literarische Geist erhebt sich aus jeder Erniedrigung, wie der Mensch selber sich wieder und wieder aufrichtet. Und es ist durchaus möglich, daß wir eines Tages besser erkennen können als heute, wie eng die frühe Sowjetunion literarisch der europäischen Gesamtentwicklung verbunden war. Einige von den Namen, die Rühle, auch in der Widmung seines Buches anführt, deuten schon darauf hin. Gorkij und Gerhart Hauptmann in einem Atemzug zu nennen, will uns noch ungewohnt erscheinen; aber so abwegig, wie es jetzt noch manchem vorkommt, ist es wohl nicht. D. R.

Montherlant und Larbaud

Henry de Montherlants Familie stammt aus Spanien und wahrte auch in der französischen Wahlheimat durch die Jahrhunderte ihre katholische Glaubenstradition mit dem unverlierbaren Hauche spanischer Weltmännlichkeit. Mit bemerkenswerter Verspätung sind die großen Romane dieses stolzen Einzelgängers, der eine ausgeprägte persönliche Selbstherrlichkeit mit alten Glaubenskräften und freigeistiger Gelassenheit in Kontakt zu halten versteht, nach Deutschland gekommen. Ernst Sander bekundete bei den Übersetzungen beispielhaftes Einfühlungsvermögen. Nach „Blüte im Sand“ erschienen „Die Junggesellen“ (Köln 1956, Kiepenheuer und Witsch. 256 S. DM 14,80). Das Original kam 1934 heraus.

Die Handlung vollzieht sich 1924 — während der frühen sozialen Nachwirkungen des Ersten Weltkrieges. Zwei verarmte, aus dem eigenen Lebensmilieu abgeglittene Aristokraten: Onkel und Nefee fristen ein kärgliches Dasein in Paris. Sie müssen, aller Geldmittel bar, ihre bei aller Kümmerlichkeit romantische gemeinsame Wohnung räumen. Dem Älteren hilft sein vermögender und in der Handelswelt gefestigter Bruder durch eine klägliche Rente. Der Jüngere verfällt irrtümlich einem romantischen Glauben an ländliches Idyll und stirbt dort — enttäuscht, betrogen und mit sich selbst zerfallen — einen tragischen Tod. Das Preisgegebensein an Not und Verfall zweier hilfloser Menschen wächst aus der sozialen Anklage und der ironischen Betrachtung in hohes, überwältigendes dichterisches Niveau. Jetzt liegen in einer umfangreichen einbändigen Ausgabe jene vier Frauenromane vor, die bei ihrem Erscheinen in Einzelausgaben zwischen 1935 und 1938 große Teile des französischen Publikums schockiert haben und vielfältig mißverstanden wurden. „*Erbbarmen mit den Frauen*“ heißt der Band, der wie Montherlants frühere Romane bei Kiepenheuer u. Witsch erschien (728 S. DM 26,—). Held des Buches ist ein angesehener Pariser Schriftsteller mit Namen Pierre Costals, auf den Montherlant ein gutes Stück ihm eigener Züge übertrug. Ein beträchtlicher Teil des Buchinhaltes sind Briefe, die diesem Literaten liebende Frauen und Mädchen schreiben, und seine Antworten darauf. Es geht um die Beziehungen der Geschlechter, um die Problematik der Ehe im allgemeinen, der des Künstlers im besonderen. Es wird sehr offenherzig gesprochen und vieles gesagt, was — oberflächlich verstanden — den Frauen zum Nachteil gereichen könnte. Im Grunde bekommen aber in einer sehr überlegenen Haltung auch die Männer allerlei deutlich zu hören, und wenn man das ganze Buch als eine Art Gerichtstag betrachtet will, dann ist neben den Frauen die Männerwelt durchaus nicht minder vors Tribunal gefordert. Was Montherlant mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ad absurdum führen möchte, ist die angebliche und völlig falsch angelegte, sogenannte „Gleichberechtigung“. Montherlant kann sehr grob sein, er wird oft zynisch, aber neben heftigem Sarkasmus überrascht er zuweilen mit Gedanken und Ausdrücken rührender Zärt-

lichkeit. Er ist ein Mensch, der durch sein arrogantes Auftreten wohl verletzen kann, aber auf dem Wege über sein unverfälschtes Wesen und seinen Wahrheitsdrang zuletzt immer wieder versöhnt.

Was Henry de Montherlant auf diese Weise nach Kaskaden von Ironie zuweilen sein kann, ist *Valery Larbaud*, der im vergangenen Jahr Verstorbene, auf jeder Seite: ein großer Liebhaber alter Schule, ein Mensch wohlgepflegter Umgangsform und reifster Humanität. Nino Ern  hat seinen Jugend - (Internats-) Roman „*Fermina M rquez*“  bersetzt (sehr flüssig übrigens und das elegante Französisch bis in den Hauch bewahrend). Die deutsche Ausgabe erschien im Limes-Verlag, Wiesbaden mit hübschen Vignetten von Marius Abauzit (176 S. DM 8,60). Schönheit und Glanz des Erwachens aus der Kindheit ins anbrechende Jungmannesdasein ist kaum je in der modernen Literatur so zauberhaft, so innig, so zwischen Realität und Traum gebannt dargestellt worden wie in diesem Buche, in dem eine Episode aus des Autors eigener Jugend, eine Zeitspanne jugendlichen Schwärmens im alten, aristokratischen Schulheim Saint-Augustin geschildert wird; — und inmitten der zwischen T ppigkeit, Rausch und Raffinement wechselnden Penn ler schwebt die Sinnlichkeit und die Verhalt nheit der jungen Dame Fermina, die das Intime entschleierte und verhüllt, zwischen Hingabe und Distanz zugleich Erregung und Andacht manifestiert und in vorfraulicher Erwartungsfälle die gesamte Umwelt beherrscht. Zartes, Leichtes, Verhe ssungsvolles an der Schwelle zur Welt des Erwachsenenlebens wurde kaum je so duftig und genial aufgezeichnet, wie es Larbaud hier gelang.

Karl Rauch

Caterina Sforza

Jacob Burckhardt bemerkt in seiner „Kultur der Renaissance“, das Ruhmvollste, was damals von den großen Italienerinnen gesagt werde, sei, daß sie männliches Gemüt hätten. „Der Titel einer ‚virago‘ war damals reiner Ruhm. Ihn trug mit vollem Glanze Caterina Sforza, Gemahlin, dann Witwe des Girolamo Riario, dessen Erbe Forl  sie zuerst gegen die Partei seiner Mörder, dann später gegen Cesare Borgia mit allen Kräften verteidigte.“ Was die männliche Haltung Caterinas betrifft, so war sie in einem Punkte jedenfalls ihren männlichen Zeitgenossen gewachsen: im rück-

Im 2. Jahrgang mit erweitertem Textteil und in größerem Format:

Prosa, Lyrik und Graphiken in Erstver ffentlichungen.

Streit-Zeit-Schrift

Herausgeber: V. O. Stomps

Redaktion: Horst Bingel

Unsere Autoren:

Hans Bender
Walter Boehlich
Heinrich Böll
Günther Busch
Paul Celan
Hans Daiber
Hans Magnus Enzensberger
Walter Helmut Fritz
Günther Bruno Fuchs
Jean Gebser
Peter Härtling
Werner Helwig
Walter Höllerer
Max Hölzer
Rudolf Ibel
Ernst Johann
Hermann Kesten
Hans Kühner
Helmut Lamprecht
Hermann Lenz
Paul Schall ck
Bodo Scheurig
Manfred Schlösser
Franz Schonauer
Werner Warsinsky
Hans Weigel u. v. a.

„Zwei Karikaturisten erlaubten sich den Scherz, die angekratzten Poeten in ihren Metaphern darzustellen.“ *Deutsche Rundschau*

Einzelheft (ca. 80 Seiten, ca. 20 Autoren-Karikaturen und Graphiken) DM 3,— · Jahresabonnement (vier Ausgaben) DM 9,—

Probehefte nicht gratis

VERLAG EREMITEN-PRESSE

Stierstadt im Taunus

Schloß Sanssouris

sichtslosen Gebrauch von List, Gewalt, Mord — vielleicht unumgänglich in jenen Zeiten, wenn man sich behaupten wollte. An einer Frau fiel dies immerhin selbst damals auf. *Hans Kühner* gibt uns nun eine Darstellung dieses außergewöhnlichen Lebens: „*Caterina Sforza, Fürstin, Tyrannin, Büßerin.*“ (Zürich - Stuttgart, Werner Classen Verlag. Mit 4 Bildtafeln, Karte u. Stammbaum. 183 S. DM 17,40). Als natürliche Tochter des Herzogs Galeazzo Maria Sforza von Mailand war Caterina von Anfang an eine Figur im politischen Spiel, und die Heirat der etwa Fünfzehnjährigen mit Girolamo Riario, Herrn von Imola und Forlì und Nepot Papst Sixtus' IV. 1477 gehörte mit in dieses Spiel. Zum ersten Mal betrat sie die politische Bühne bei den Wirren, die nach dem Tode des Papstes in Rom herrschten: ein verwegener Handstreich auf die Engelsburg zeigte ihre Entschlußkraft und Gewandtheit. Ein paar Jahre später nach der Ermordung ihres unbedeutenden Gatten ergriff sie dann energisch die Herrschaft über Forlì, um das Erbe ihren Kindern zu erhalten, in Wahrheit, um selbst Herrscherin zu bleiben. Es gelang ihr, sich von 1488 bis 1499 zu behaupten, Obwohl Forlì nur eine jener kleinen Herrschaften war, an denen Italien damals so reich war, besaß die Stadt doch eine gewisse Bedeutung als Straßenknotenpunkt und offenbar auch als Lieferant tüchtiger Soldaten. So wurde auch Caterina in die große Politik hineingezogen, in den Machtkampf zwischen Mailand, Venedig, Florenz, dem Kirchenstaat und Neapel, in die große Auseinandersetzung zwischen Frankreich und dem Haus Habsburg, die so viel Unglück über Italien brachte. Schließlich unterlag sie doch ihrem gefährlichsten Gegner, Cesare Borgia, wurde von ihm ein Jahr lang in der Engelsburg gefangen gehalten und verbrachte die paar Jahre, die sie nach ihrer Befreiung noch zu leben hatte, in Zurückgezogenheit. Durch ihre Nachkommen aus ihrer dritten Ehe mit Giovanni de' Medici wurde sie die Ahnfrau der Großherzöge von Florenz, der Könige von Frankreich und England.

Kühner versteht es, den Ablauf dieses Lebens geschickt und lebendig zu erzählen. Die spannenden Momente, die reichlich vorhanden sind, werden wirkungsvoll dargestellt. Die Umwelt, in der sich alles abspielt, ist in knapper Zeichnung gegeben. Auch tut Kühner alles, um uns Caterina als Mensch verständlich werden

zu lassen, was freilich etwas schwierig ist. Ihre Geistesgegenwart, ihre Entschlossenheit in den gefährlichsten Augenblicken und nicht zum wenigsten ihre physische Leistungsfähigkeit sind erstaunlich. Vielleicht regierte sie ihr kleines Land etwas besser als mancher andere. Im Grunde jedoch fehlt diesem pausenlosen Machtkampf jedes Motiv, das und menschlich berühren könnte, zumal da er sich in diesen kleinen Herrschaften im Stil eines entfesselten Raubrittertums abspielte. Immerhin, eines erreichte Caterina. Um noch einmal Burckhardt zu zitieren: „Sie unterlag, behielt aber doch die Bewunderung aller ihrer Landsleute und den Namen der ‚prima donna d'Italia‘.“ *Bernhard Knauss*

Fünfzehn Vergessene

Lyriker aus der Zeit des Barock, der Aufklärung, der Romantik, des Impressionismus' und des Expressionismus, fünfzehn Dichter, „die durch widrige Umstände nie richtig in das Lebensgefühl ihrer eigenen Zeit eingedrungen sind und deren Werk deshalb von der nächsten Generation gar nicht mehr als Erbe vorgefunden wurde“, stellt *Paul Hühnerfeld* in seiner Anthologie „*Zu Unrecht vergessen*“ (Hamburg 1957, Verlag Marion von Schröder. 364 S. DM 13,80) aufs neue heraus.

In den Würdigungen der einzelnen Dichterpersönlichkeiten geht Hühnerfeld den Gründen nach, die zur Vergessenheit geführt haben, und indem er die ausgewählten Autoren durch verschiedene Arbeiten, auch durch solche aus ihren verschiedenen Schaffensperioden, zu Worte kommen läßt, vermittelt er von jedem Dichter einen so umfassenden Eindruck, daß man sich selbst ein Urteil bilden kann, wieweit hier Vergessen gleichzusetzen wäre mit Verlust. Man begegnet Namen — zum Beispiel dem Hertha Kräfftner, Hugo von Blombergs und Johannes Plavius' —, die aufhören lassen; Namen — wie Johann Gaudenz Freiherr von Salis-Seewis, Victor Hadwiger, Ludwig Strauss —, die man wohl kennt, ohne mit ihnen eine klare Vorstellung von Werk und Gestalt zu verbinden; und schließlich Namen, nach denen man schon oft vergebens gesucht hat, die einem noch durchaus gegenwärtig sind, obwohl sie kaum mehr oder nur mit vereinzelter Arbeiten in Anthologien auftauchen: Peter Hille, Walter

Calé, Ernst Blass, Wolf Graf von Kalkreuth.

Die Sammelwerke epochal einander zugeordneter, zeitgenössischer und als zeitlos gültig anerkannter Lyrik haben durch die Anthologie von Paul Hühnerfeld eine Ergänzung gefunden, die in jedem Fall zu begrüßen ist. Hin und wieder wird man beim Lesen zwar an den Satz Gottfried Benns erinnert, daß Gedichte etwas Mathematisches an sich hätten, liege an einer Stelle ein Fehler vor, gehe die ganze Rechnung nicht auf. Aber dies kann einem selbst bei den berühmtesten Autoren passieren; es ist kein

prinzipieller Einwand gegen Hühnerfelds Anthologie. Wenn auch nicht alle fünfzehn der hier zu neuem Leben erweckten Dichter in unserem Bewußtsein lebendig bleiben werden, einige prägen sich nachhaltig ein.

Daß Peter Hille nicht, wie es heißt, mit fünfundvierzig, sondern mit fünfzig Jahren gestorben ist, geht aus der richtigen Angabe von Geburts- und Todesjahr hervor, sei also nur der Ordnung halber vermerkt; offenbar handelt es sich bei der falschen Zahl um einen Druckfehler.

Hildegard Abemm

Hinweise

Kinderbücher: Eine Reihe geschmackvoller bunter Bilderbücher mit verständigem Text bringt der Verlag Josef Müller in München, den „Sausewind“ von Else Wenz-Victor, der klassischen Bilderbuchillustratorin (DM 1,90), das „Äffchen Butzi“ von Hanna Helwig (DM 1,90), die „Sieben Lichlein“ von Nora Scholly (DM 1,90), „Prinz Guckindieluft“ von Ilse Schmid (DM 1,90). Eine gute Auswahl alter und neuer Verse hat Anna Pichler in dem Bändchen „Kleine Gratulanten“ gesammelt, wohl geeignet, eine hübsche und oft mißbrauchte Sitte wieder zu beleben (Ebenda. 110 S. mit 8 Hummelbildern. DM 2,50). An die reifende Jugend wendet sich die kleine Lebenskunde für katholische Mädchen „Ich bau mir mein Leben selbst“ von Maria Franziska Zantl (Ebenda. 36 S. 4 Bilder. DM 0,70). Eine frohe Erzieherin spricht ohne Pedanterie oder gar Frömmerei über Arbeit und Pflicht, über Kleidung und Schminken, Kino und Tanz und auch über das Hauptkapitel, die Liebe.

Pohl, Gerhart: Harter Süden (Berlin, Lettner-Verlag. 225 S. DM 9,80). Als die Erzählung unter dem Titel „Die Blockflöte“ zuerst erschien, begrüßte sie die D.R. als ein Stück Entwicklungsgeschichte einer Generation. Ein Werk von dichterischer Verklärung und allgemeiner Gültigkeit bewährt seine Schlichtheit und Bedeutung aufs neue.

Ganzoni, Werner: Die neue Schau der Seele (Wien, Braumüller. 106 S. DM 12,80). Ludwig Klages, der Psychologe, der auf Ausdrucks- und Charakterforschung sowie auf Graphologie stark gewirkt hat, ist auch vielen, die philosophischem Denken sonst nicht nahe ste-

hen, bekannt geworden, so daß sie sich durch diese mit biographischen Zeugnissen ausgestattete Schrift dem Lebensformer näher geführt fühlen werden.

Braun, Wernher v.: Die Erforschung des Mars (Frankfurt/M., S. Fischer. 142 S. mit 13 Tafeln und 29 Abbildungen. DM 16,80). Dieser dritte Band der Forschungsberichte Brauns schließt sich würdig an die beiden vorhergegangenen, „Station im Weltraum“ und „Die Eroberung des Mondes“ an. Er vermittelt Einblicke in die Werkstatt der Raketenbauer und die Einsicht in die Schwierigkeiten, vor denen der Mensch steht.

Fromm, Erich: Märchen, Mythen, Träume (Konstanz, Diana-Verlag. 247 S. DM 14,80). Des berühmten Psychologen leicht faßliche Studie wäre besser unter ihrem Originaltitel, „Die vergessene Sprache“, erschienen, denn was hier über die Geschichte der Traumdeutung, Kafkas „Prozeß“, das Sabbath-Ritual und Verwandtes gesagt wird, kommt tatsächlich einer Neubelebung der universellen mythischen Sprache gleich. Hochinteressant Fromms Kritik an Jung und seine Abgrenzung gegen Freud.

Sternberger, Dolf ed.: Parteien, Fraktionen, Regierungen. Eine Schriftenreihe der Vereinigung für die Wissenschaft von der Politik (Meisenheim/Glan, Anton Hain). Die vorliegenden Bände II, III und V stammen von jungen Gelehrten der Heidelberger Schule. Sie behandeln „Partei und Fraktion“ (R. Wildenmann), „Fraktion und Regierungsbildung“ (G. Roth) und „Das Abstimmungsverhalten der Parteifractionen in deutschen Parlamenten“ (H. Markmann). Alle drei Arbeiten zeichnen sich durch soziologische

Detailforschung von großer Gründlichkeit aus. Sie zeigen nur zu deutlich die Differenz zwischen der Satzung unseres Staates und seiner Realität. Analyse und Kritik dieser Art fördern die Demokratie wie sonst kaum etwas. Noch günstiger wäre der Eindruck freilich, wenn die Autoren ihre Sprache pflegten.

Halmos, Paul: *Towards a Measure of Man. The Frontiers of Normal Adjustment* (London, Routledge & Kegan Paul Ltd. 250 S. s. 28). In der von Karl Mannheim begründeten „International Library of Sociology and Social Reconstruction“ macht diese Untersuchung über die Begriffe des Normalen, des Abnormalen und der Anpassung eine gute Figur. Das Werk zielt auf die Bestimmung des „normalen“ Minimums, das menschenwürdiges Leben ermöglicht. Seine glänzendsten Partien sind aber die, in denen Halmos die Behauptung zurückweist, daß schöpferische Kraft Abnormalität voraussetze.

Bowles, Chester: *Der große Friede* (Köln, Kiepenheuer & Witsch. 425 S. DM 22,—). Der Verfasser zählt zu den besten Kennern der amerikanischen Außenpolitik. Als Botschafter in Indien und als aussichtsreicher Anwärter auf den Posten eines demokratischen Außenministers versteht er sich auf die Praxis der Diplomatie so gut wie auf ihre Theorien. Hier versucht er, die Möglichkeiten eines neuen Friedenssystems abzuschätzen. Indien und China spricht er besondere Bedeutung zu. Das sind die besten Kapitel. Im Ganzen stimmt das Buch eher nachdenklich als zuversichtlich. Das große Thema wurde von einem guten Kopf durchdacht.

Valentin, Erich: *Beethoven* (München 1957, Kindler. 147 S. DM 15,80), der dritte Band der klassischen Bildbiographien des Verlages, wird sich zweifellos viele Freunde gewinnen, denn die ikonographische Reichhaltigkeit übertrifft die ähnlicher Publikationen über Beethoven. Umso betrüblicher ist (S. 100) die Behauptung, Beethoven habe sich — wie Schindler unwahr behauptet! — geweigert, Rossini zu empfangen; es ist längst vielfach das Gegenteil bewiesen und wir wissen auch, daß Rossini mit der ihm eigenen Noblesse alles versucht hat, Beethoven in Wien zu helfen. Ein Bild Rossinis, der Beethovens Kunst auf das höchste verehrte und liebte, darf in einem solchen Werk unter keinen Umständen fehlen.

Guenther, Johannes v. ed.: *Der bunte Sarafan. Russische Liebesgeschichten.*

(Heidelberg 1957, Rothe. 144 S. 120 Zeichnungen, DM 18,80). Der große Kenner und bewährte Übersetzer russischer Literatur legt zwanzig besonders schöne Liebesgeschichten vor von Puschkin, Tschadow, A. Tolstoj, Turgenjew, Dostojewskij, Gorkij, Gogol, Remisow, Brjusow, Bunin u. a.

Fittkau, Gerhard: *Mein dreiunddreißigstes Jahr. Erinnerungen eines ostpreussischen Pfarrers.* (München 1957, Kösel. 340 S. DM 13,80). Der Verfasser berichtet erschütternd seine Erlebnisse in den letzten Kriegsmonaten in seiner ermländischen Heimatgemeinde und über die Leidenszeit in russischer Gefangenschaft.

Petzet, Heinrich W.: *Das Bildnis des Dichters. Paula Becker-Modersohn und Rainer Maria Rilke.* (Frankfurt 1957, Societätsdruckerei. 206 S. DM 12,80) Rilkes Freundschaft zu Paula Modersohn erfährt hier zum ersten Mal eine gründlich fundierte ausgezeichnete Darstellung.

Lütgen, Kurt: *Kein Winter für Wölfe.* (Braunschweig 1956, Westermann. 280 S. DM 8,60) Dieses sehr gute Jugendbuch schildert wahre Begebenheiten in Grönland und Alaska: Nöte einer im Eis eingeschlossenen Walfangflotte und ihre abenteuerliche Rettung.

Miller, Henry: *Der Koloss von Maroussi.* (Hamburg 1957, Rowohlt. 228 S. DM 12,80) Verfasser legt Ergebnis einer Griechenlandreise vor: Nicht Griechenland ist tot, sondern tot oder krank ist die westliche Welt, die nicht mehr ihr eigenes Leben lebt. In Millers Buch gewinnt eine neue „Heilslehre“ Gestalt.

Orwell, George: *„1984“.* Ein utopischer Roman. Neue Taschenbuchausgabe. (Konstanz 1956, Diana Verlag. 300 S. DM 3,80)

Brevier für motorisierte Lebenskünstler. Bd. 2, Norddeutschland. (Frankfurt 1957, Umschau-Verlag. 160 S. 150 Abb. DM 9,80) Auch der zweite Band des ansprechend gestalteten „Wirtshausbäcker“ wird vielen Feinschmeckern und Liebhabern alter Wirtshäuser viel Freude bereiten und ein willkommener Wegweiser zu den lukullischen Spezialitäten deutscher Landschaften sein.

Hearne, John: *Der Andere.* (München 1957, Piper. 369 S. DM 16,80) Der zweite Roman des jungen Jamaikaners weist den Verfasser erneut als starke dramatische Begabung aus. Mit großer

realistischer Konsequenz zeichnet er das Schicksal dreier junger Menschen, die ihr Leben zur Rettung eines politischen Flüchtlings einsetzen.

Hagelstange, Rudolf ed.: *Gesang des Lebens*. Das Werk Frans Masereels. (Hannover 1957, Fackelträger Verlag. 144 S. DM 14,80) In einer einführenden Biographie würdigt H. Leben und Werk des Künstlers. Ferner finden wir außer 113 besonders charakteristischen Bildwiedergaben verständnisvolle literarische Beiträge von Thomas Mann, Hermann Hesse, Walt Whitman, A. Holitscher, E. Verhaeren, St. Zweig u. a.

Busch, Paula: *Das Spiel meines Lebens*. Ein halbes Jahrhundert Zirkus. (Stuttgart 1957, Engelhorn. 240 S. 24 Abb. DM 12,80) Diese Selbstbiographie ist in erster Linie ein Buch für Jugendliche, die hier einen echten Eindruck vom Leben in der Manege gewinnen.

Wyrsh, Jakob: *Cosmas Damian*. Fast ein Schelmenroman. (Zürich 1957, Benziger. 350 S. DM 12,80) Mit Weisheit, Ironie und viel Wärme wird das Leben eines Findelkindes nachgezeichnet.

Ortiz, Adalberto: *Juyungo*. Roman aus dem Urwald. (Frankfurt/Main, G. B. Fischer. 316 S. DM 10,80) Roman eines südamerikanischen Negers, der auszug, sein Glück zu suchen, Schmuggler, Farmer, Kaufmann, Aufrührer wird, die Liebe einer weißen Frau findet und schließlich in einem Kampf zwischen Ecuador und Peru als Soldat ums Leben kommt.

Piper-Bücherei Bd. 113 und 115: Hans Fronius: *Imaginäre Porträts*. 46 Zeichnungen mit einer Einführung von Reinhold Schneider (63 S. DM 2,80). Henry Matisse: *Jazz*. 15 farbige Collagen, Einf. Tériade. (51 S. DM 3,50)

Heer, Friedrich: *Sieben Kapitel aus der Geschichte des Schreckens*. (Zürich 1957, Niehans. 162 S. DM 12,80) Verfasser untersucht den „Schrecken“, den im Verlauf der europäischen Geschichte Einzelne und Gruppen als Machtmittel gebraucht haben, um andere ihren Zielen zu unterwerfen: Kaiser, Kirchen, Könige; das „Volk“ als Herr des Schreckens; Mythos von der „Säuberung“ im totalitären Staat; der russische Schrecken; Denker und Techniker des Schreckens in Italien.

Brecht, Arnold: *Wiedervereinigung*. Drei Vorlesungen. (München 1957, Nymphenburger Verlagshandlung. 64 S. DM

3,60) Diese drei Vorlesungen, betitelt: Unvollkommene Alternativen, Die Schlüsselfrage, Verhandlungsthemen und Verhandlungspartner untersuchen exakt, unabhängig von politischen Wunschbildern, die tatsächliche Lage und die Möglichkeiten zu einem Ausweg aus der jetzigen Situation.

Redsleb, Erwin: *Vom Römerberg zum Brandenburger Tor*. (München 1957, Piper. 382 S. 111 Abb. DM 19,80) Die überarbeitete Neuausgabe des Werkes „Des Reiches Straße“ bietet ein Stück deutscher Kulturgeschichte, dargestellt auf der Strecke Frankfurt/Main — Berlin mit Abbildungen und Interpretationen, die ihresgleichen suchen. Das Buch hat gleicherweise der älteren Generation, die weiß, was geschichtliche Tradition bedeutet, wie der Jugend, die wissen will, „wie es gewesen ist“, vieles zu geben.

Model, Otto: *Staatsbürger-Taschenbuch* (München 1957, C. H. Beck. XXVIII/530 S. DM 12,50) Vorzügliches Nachschlagewerk in übersichtlicher und leicht verständlicher Form für alles Wissenswerte in Staats- und Verwaltungsrecht, Bundes- und Länderbehörden, Recht und Rechtsgang, Steuerrecht, Arbeitsrecht, Sozialrecht, Kirchenrecht, Wirtschaftsrecht, Geld-, Bank- und Börsenwesen. Besonders geeignet für den Unterricht in Staatsbürgerkunde.

Subercaseaux, Benjamin: *Fahrt ohne Kompaß*. Deutsch von Ellen v. Protzen. (Stuttgart 1957, Deutsche Verlagsanstalt. 306 S. 1 Karte, DM 15,80) Der Kapitän eines britischen Forschungsschiffes bringt im Jahre 1830 einige junge Feuerländer mit nach London, um sie durch sorgfältige Erziehung zu europäisieren. Der Versuch mißlingt. Die Feuerländer werden zurückgeschickt, auch der mit ihnen in ihre alte Heimat gegangene Missionar erreicht nichts. In dichterischer Durchdringung der historischen Tatsachen enthüllt der Autor nicht nur den weiträumigen Schauplatz von Patagonien bis England mit seinem vielfältigen Leben, sondern es gelingt ihm, tief in die Geheimnisse der menschlichen Natur vorzudringen, und eben das macht die eigentliche Spannung aus hinter all den vordergründigen aufregenden Begebenheiten.

Adler, Marta: *Mein Schicksal waren die Zigeuner*. (Bremen 1957, C. Schünemann. 456 S. DM 17,80) R. A. Stemmele zeichnete nach der Erzählung dieser

einzigartigen Frau ihren Lebensweg auf, der vom schlesischen Weberkind über Dienstmädchenstellen in die Berliner Unterwelt und ins Gefängnis und schließlich zu den Zigeunern führt, wo Marta Adler die Erfüllung ihres Lebens findet.

Fischer, W.: Quellen zur Geschichte des deutschen Handwerks, Quellensammlung zur Kulturgeschichte Bd. 13. Hrsg. Wilhelm Treue. (Göttingen 1957, Muster-schmidt, 183 S. DM 11,80) Sammlung von 17 eindrucksvollen Selbstzeugnissen aus dem Zeitraum von 1494-1896.

Weymer, Ernst: Die neuere Geschichte in den Schulbüchern europäischer Län-der. (Braunschweig 1956, Limbach. 110 S. DM 8,60) Wertvolle Analyse der Ge-schichtsbücher der Europarat-Länder hin-sichtlich der Darstellung der Geschichte Europas neben der Darstellung der je-weiligen nationalen Geschichte.

Internationales Schulbuchinstitut an der Kant-Hochschule in Braunschweig ed.: Deutschland und Frankreich im Spie-gel ihrer Schulbücher. (Braunschweig 1954, Limbach. 226 S. DM 14,60) Diese sachliche Studie, entstanden aus der Ge-meinschaftsarbeit französischer und deut-scher Lehrer und Professoren, liefert ei-

nen wichtigen Beitrag zur gegenseitigen Verständigung. Das Ergebnis der Unter-suchung ist erfreulich: Der Geist der Schulbücher wird nicht mehr von eng-herzigen, chauvinistischen Erwägungen bestimmt.

Arbeitsgemeinschaft deutscher Lehrer-verbände ed.: Internationales Jahrbuch für Geschichtsunterricht Bd. IV. (Braun-schweig 1955, Limbach. 360 S. DM 14,60) Mit interessanten Beiträgen von D. A. Zakynthinos, Paul Hartig, K. Tackenberg, A. Glotzbach, A. Scharf, E. Dance, R. J. Sattler u. a.

Gruner, Erich und Eduard Sieber: Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts (Er-lenbach-Zeh, Rentsch, 332 S. mit 35 Abbildungen und 8 Karten DM 12,50) Eine solide Arbeit, die, mit dem Ersten Weltkrieg beginnend, die politische Zeit-geschichte so gut es eben geht darstellt. Das schwierige Vorhaben ist gelungen. Der preiswerte Band setzt die Reihe „Weltgeschichte in fünf Bänden“ fort, von der ein Band erschien (s. Heft 11/1957) und weitere in Vorbereitung sind. Besonders hervorzuheben ist die Bedeu-tung, die der Band den Entwicklungs-ländern zulegt.

Das Neueste auf dem Büchermarkt

Romane
Reisebeschreibungen
Taschenbücher
Lyrik
Biographien
Zeitbetrachtungen
Kunstabände
Kalender
Hausbücher
Jugendbücher
Musikbücher
Geschenkbändchen
Wissenschaftliche Werke

FÜR JEDEN AM BUCH
INTERESSIERTEN MENSCHEN
gesichtet und besprochen

im

BÜCHERSCHIFF

Möchten Sie diese Literaturzeitung einmal näher kennen lernen, so bestellen Sie bitte probeweise ein Vierteljahres-Abonnement (3 Nummern) DM 2,— zuzüglich Porto. Schreiben Sie an den VERLAG DAS BÜCHERSCHIFF · LIMBURG/LAHN Diezer Straße 17/19



BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

Schule der Nation?

Zu ihrem Beitrag über die Problematik staatsbürgerlicher Erziehung durch das Militär (DR 2/1958) muß daran erinnert werden, wie diese Erziehung vor nicht allzulanger Zeit ausgesehen hat.

„Dieser General ist in meinen Augen ein Verbrecher. Ich weiß, was ich sage, und werde es Ihnen beweisen . . .“

Der Erzähler war ein bejahrter Mann. Mit einem klugen, noch jugendlichen Gesicht, trotz gelichteter Haare. — Er machte es sich in seinem Stuhl bequem, dann sprach er weiter. — Ich gebe seine Geschichte hier genau wieder. Allerdings ohne die Pausen des Erzählers.

Der Frühling, die vielbesungene Jahreszeit, hat doch eigentlich ein sonderbares Doppelgesicht. Einen Januskopf, ernst und heiter. Kurz — die Jahreszeit der großen Erregungen. Das Frühjahr 1945 aber war wohl das Erregendste; denn in ihm ging der sinnlose Krieg zu Ende.

Es war Ende April 1945 in einer Kleinstadt. Der Tag war sonnig und mild. Vogelgesang erfüllte die Luft. Die Kastanien an den Straßen zeigten schon dicke, klebrige Blattknospen. Das erste Grün leuchtete. Der Stadtfunk spielte Schlager. Fenster standen wieder offen. Es wurde auch gelacht. Aber es klang so seltsam fremd in diesem Frühling; denn oft trug der Wind fernen Kanonendonner heran. Sein Grollen mischte sich unter das einzelne Lachen. Auf den Straßen der Stadt liefen meist nur Mädchen, Frauen und Kinder, sehr wenige Männer. Und die wenigen waren meist alt und krank.

An jenem Tag hatte ich in der Stadt einiges zu tun. Dabei führte mich mein Weg auch zum Marktplatz, wo viele Menschen umherstanden. Sie schienen mir alle schwarz und dünn und stumm. An einem Baum, in doppelter Manneshöhe klebte ein Plakat:

Der fahnenflüchtige Schütze Paul Keller, geboren am 8. 9. 1928, wird vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt. Die Bevölkerung der Stadt hat der Exekution beizuwohnen. Nach Vollstreckung des Urteils, bleibt die Leiche 24 Stunden am Ort der Strafvollstreckung.

..... den 28. 4. 1945

* * *, General

Sehr junge Soldaten sperrten in einem Umkreis von einigen Metern ab. Ich trat näher. Nun sah ich auch den Deserteur. Es war eigentlich noch ein Junge, ein hochaufgeschossenes siebzehnjähriges Kind in zu großer Uniform. Die war neu, aber ziemlich schmutzig. Mit festen weißen Stricken war er an einen Baum gebunden. Der Kälberstrick lief über den Bauch und über die Kniee. Seine Hände waren nach hinten festgeschnürt. Die linke Hand krallte sich dabei in die dunkle Rinde des Kastanienbaumes, die rechte hing verkrampft und leblos herab, soweit es der Strick zuließ. In seinem erstaunten und entsetzten Jungengesicht und den dunklen Haaren spielte die Frühlingssonne.

Das Erschießungskommando war aufgestellt. Ein Offizier befahl es. Er las nochmals mit schneidiger Stimme, die etwas belegt klang, den Befehl zur Erschießung vor. Es war unheimlich still. Nur ein einzelner Vogel zwitscherte, und weit drüben grollte der Kanonendonner. Jemand schluchzte. Es kam aus der Menge. Aus dem Stadtfunk klang Musik herüber; „Hoch droben auf dem Berg, wohl unter den funkelnden Sternen.“ — Die Menschen glichen dunklen Hölzern, während die Sonne in den Helmen und Gewehrläufen blinkte. Der junge Deserteur hing am Baum wie zerbrochen.

Und dann kam das Kommando. Man hörte Metall, Leder, Holz. Der Junge riß seinen vornübergeneigten Kopf hoch. Sein Gesicht war weiß und fahl. Er öffnete den Mund, aber es blieb totenstill. Sogar die Vögel schwiegen. Und doch war es, wie ein gräßlicher, klagender Schrei.

Eine Salve zerriß die Luft. — Der junge Deserteur, der Siebenzehnjährige, hing wie zerschnitten am Baum. Die Hände glichen leblosen Flügeln. In der Rinde des Baumes waren tiefe weiße Narben. Manche mit seinem Blut verklebt.

An einem seitlichen Zaun hing das Plakat mit großen schwarzen Buchstaben, dem Adler, dem Namen: * * *, General.“

Berlin

W. W.

Darf ich mir eine Anmerkung gestatten zu Ihrem Artikel in der Februarnummer der Deutschen Rundschau „Doch Schule der Nation.“

Darin schreiben Sie mit vollem Recht, es sei hohe Zeit „daß das Volk selber sich um die bürgerliche Erziehung seiner Kinder kümmert, statt sie dem Militär zu überlassen“.

Vielleicht interessiert es Sie, in diesem Zusammenhang zu erfahren, daß es in Baden-Württemberg eine „Gesellschaft zur Wahrung der Grundrechte e. V. gibt, die es sich zum Ziele gesetzt hat, die staatsbürgerliche Erziehung zu fördern. Sie läßt durch ihre Referenten, meist Rechtsanwälte, Referendare usw. unentgeltlich Vorträge über staatsbürgerliche Themen vor Schulen, Jugendverbänden und sonstigen Vereinigungen halten. Falls Sie Näheres über ihre Arbeit erfahren wollen, so wenden Sie sich am besten an die Geschäftsstelle in Heidelberg, Hauptstraße 244. Auf einer derartigen Vortragsreise erfuhr ich übrigens auch, daß z. B. in Gewerbeschulen ein Fach

„Gemeinschaftskunde“ existiert, in dem auch eine Prüfung abgelegt werden muß.

Wenn es auch in der SBZ wenig Nachahmenswertes gibt — eines sollte man m. E. übernehmen, mit einem anderen materialien Gehalt gefüllt natürlich: die sog. gesellschaftswissenschaftliche Ausbildung an Schulen und Universitäten. Es ist unfasslich, wie — sit venia verbo — leichtfertig der Staat sich die Gelegenheit entgehen läßt, sich Staatsbürger, um den Staat und seine Funktionen wissende und sich verantwortlich führende Menschen heranzuziehen, natürlich in völliger parteipolitischer und sachlicher Neutralität. Die Gefahren, die aus dieser Unterlassungssünde hervorgehen können, brauche ich nicht näher zu schildern. Es wäre sicher ein berechtigtes Anliegen Ihrer Zeitschrift, diese Zustände einmal anzuprangern; und zwar in derselben temperamentvollen und dezidierten Weise, in der Sie auch sonst so verdienstvoll Mißstände anzuprangern wissen.

Heidelberg Ger.-Ref. Klaus Schrameyer

In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:

- | | |
|-------------------------------------|--|
| <i>Max Beer</i> | Die Vereinten Nationen ohne Deutschland |
| <i>Harry Pross</i> | Wie wichtig ist Polen? |
| <i>L. Hamori</i> | Die Mittelklasse der „Klassenlosen Gesellschaft“ |
| <i>Theodor Pfizer</i> | Stilwandel in der Kommunalpolitik |
| <i>Erich Eyck</i> | Bismarck, Wilhelm I. und die spanische Thronkandidatur |
| <i>Kurt Kersten</i> | Das Ende Breitscheids und Hilferdings |
| <i>Karl Schwedhelm</i> | Albrecht Goes fünfzigjährig |
| <i>Werner Bergengruen</i> | Räuberwunder. Novelle |
| <i>Siegfried Lenz</i> | Hamburger Stundengesichter. Erzählung |

Das Register 1957

der Deutschen Rundschau ist erschienen und kann gegen Voreinsendung von DM 0,25 in Briefmarken für Versandkosten direkt vom Verlag bezogen werden.

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU
Baden-Baden, Schloßstraße 8

Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: Hermann Louis Brill, geb. 1895 Gräfenroda/Thür., Studium der Rechts- und Staatswissenschaften, Philosophie und Soziologie, Dr. iur. utriusque (Jena). Vor 1933 Beamtenlaufbahn bis zum Ministerialdirektor (Thüringen). 1933 bis 1945 Widerstandsbewegung; 1939 Verurteilung durch den Volksgerichtshof (12 Jahre Z.). Nach 1945 Staatssekretär (Chef der Hessischen Staatskanzlei). Honorarprofessor für öffentliches Recht an der Universität Frankfurt/Main (seit 1948), desgleichen für Vergleichende Staatslehre und Verfassungsgeschichte an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer (seit 1951). Publikationen: Vor 1933 Gesetzeskommentare. 1933–1945 Pamphlete. 1946 Gegen den Strom (Dokumente aus der Widerstandsbewegung). 1951 Das sowjetische Herrschaftssystem. Der vorliegende Text wurde im Herbst 1957 über RIAS Berlin gesprochen. — Ilse Blumenthal-Weiss, aus Berlin, veröffentlichte 1929 Gedichte („Gesicht und Maske“), dann Hörspiele, Essays. Im KZ entstand ihr Gedichtbuch „Mahnmal“ (vgl. DR 1/1958). Die Dichterin lebt in New York. — Nachtrag zum Februarheft: Studienassessor Hans Peters, 32, („Das Jahrhundert des Kindes?“), lebt in Iserlohn. — Dr. Richard Raphael Pokorny, 64, aus Wien, lebt in Tel Aviv (Israel) als praktizierender Graphologe und Psychologe. Juristische und philosophische Studien. Verfasser mehrerer juristischer und graphologischer Bücher und zahlreicher Aufsätze. Erstmalige wissenschaftliche Bearbeitung der hebräischen Graphologie.

Mitteilungen

Im *Januarheft* wurde auf S. 22 versehentlich „Lucius D. Clay“ statt „John A. McCloy“ gedruckt. Wir bitten unsere Leser und die beiden Herren, die Verwechslung zu entschuldigen. — Der „Arbeitskreis für angewandte Anthropologie e. V. (Göttingen)“, der vor kurzem in der Broschüre „Die Juden und wir“ vor allem die Tatsachen der Judenverfolgung sowie deren politische, soziale und psychologische Wurzeln behandelt, wendet sich jetzt mit der Frage an die Öffentlichkeit: „Was können wir gegen die religiösen Wurzeln des Antisemitismus tun?“ — Ausgehend von der These, daß Liebe und Versöhnungsbereitschaft nicht ausreichen, solange die tieferen und oft indirekt wirkenden Wurzeln eines Vorurteils nicht erkannt und beseitigt worden sind, wird die Öffentlichkeit um Mitarbeit beim Suchen nach praktischen Wegen der Verständigung gebeten. Ein Flugblatt, das Begründung, Anklage und Fragestellung enthält, kann kostenlos von der Geschäftsstelle „Wissenschaft und Menschenführung“, Großburgwedel über Hannover, bezogen werden.

Auslieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co. Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG, Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokusu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.

200 Bände der Fischer Bücherei



Gesamtauflage 15 Millionen

Als Band 200 erscheint

DAS NEUE TESTAMENT

Neu übersetzt und herausgegeben

von Franz Sigge

Großband DM 3.30

Als Band 100 brachte der Verlag Dantes „Göttliche Komödie“ heraus. Als Band 200 erscheint „Das Buch der Bücher“ in einer neuen Übersetzung. In jahrzehntelanger Arbeit hat Pfarrer Franz Sigge eine für unsere Zeit gültige Fassung geschaffen, die auch das Interesse derjenigen Leserschichten auf sich ziehen wird, die bisher an den heiligen Texten vorüber gegangen sind.

„Die nach dem Buche greifen, als Lesende oder Vorlesende, mögen sich erinnern lassen an ein Wort Dostojewskis, das in den Brüdern Karamasoff Staretz Sossima spricht: 'Schlage die Heilige Schrift auf und lies sie ihnen vor, ohne hohe Worte und ohne Hochmut und Überhebung, bescheiden und von Herzen kommend, und freue dich, daß du sie liest und sie dich hören und verstehen, weil du selbst die Worte lieb hast. Unterbrich dich nur selten, um dem einfachen Volk ein Wort, das ihnen unverständlich ist, zu erklären; beunruhe dich nicht, sie werden alles verstehen, alles versteht das rechtgläubige Herz!'"

Franz Sigge

FISCHER BÜCHEREI

ZEITSCHRIFT FÜR MENSCHENKUNDE UND ZENTRALBLATT FÜR GRAPHOLOGIE

Herausgeber

Prof. Dr. J. H. Schulz, Berlin

Prof. Dr. August Vetter, München

21. Jahrgang

DM 12,—

Die letzten Hefte dieser Zeitschrift enthielten wieder sehr interessante und aufschlußreiche Beiträge, so u. a.:

Heinz Lossen (Bonn): Psychologische Begutachtung als sozialer Prozeß

Minna Becker (Hamburg): Beziehungen zwischen Graphologie und Schriftexpertise

Ottmar Deitigsmann (Freiburg i. Br.): Bewegung und Gestalt in der Handschrift auf dem Gebiete der Schriftvergleichung

Hans Eggert Schröder (Berlin): Das Weltbild des Pelasgertums


Ernst Frauchiger (Bern): Grundriß zu einer vergleichenden Psychopathologie des Menschen und der Tiere


Lutz Wagner (München): Vorschriftswidrige Oberzeichenpunkte

Frank Victor (New York): Das Beethoven-Bild der Graphologen

Gerhard Grünwald (Düsseldorf): Die Schreibdruck-Kurve

Zeitlose Charakterbilder: Friedrich Hölderlin, Ludwig van Beethoven

 *Auch Sie sollten sich einmal eine kostenlose Ansichtssendung vorlegen lassen!*

 Ein neues Buch für Dolmetscher, im Fremdsprachenberuf und für Sprachforscher :

o. Professor Dr. JULIUS WIRL

Rektor der Hochschule für Welthandel in Wien

Grundsätzliches zur Problematik des Dolmetschens und des Übersetzens

Kartoniert. 80 Seiten. DM 6,80

WILHELM BRAUMÜLLER · WIEN · STUTTGART-N.

Universitäts-Verlagsbuchhandlung Ges. m. b. H.

DR. h. c. CARL ZUCKMAYER

Chardonne sur Vevey, Schweiz
26. Januar 1958

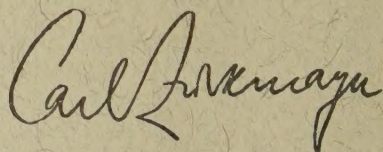
Herrn
Franz W i t t e
Verlag Hans Witte GmbH
Turnseestrasse 24-26
Freiburg im Breisgau

Sehr geehrter Herr Witte!

Ich habe mit grosser Freude Ihre Jugendzeitschrift „Stafette“* gelesen, die ich nicht nur in der Zusammenstellung der Beiträge und der Auswahl des Inhalts, sondern auch in ihrer äusseren Erscheinung und der gesamten Aufmachung vorbildlich und von besonders erfreulichem Geschmacksniveau finde. Ich persönlich lese solche Zeitschriften heute noch lieber als sogenannte "hochliterarische" und ich bin so gespannt auf den Weitergang der Geschichte von Rawani und seinem Pferd Sturmwolke, dass ich Ihnen herzlich dankbar wäre, wenn Sie mir die Fortsetzungen zuschicken könnten.

Mit den besten Wünschen für Ihr ausgezeichnetes Unternehmen, das gewiss weiteste Verbreitung verdient, grüsse ich Sie aufs Verbindlichste.

Ihr sehr ergebener



* Wollen Sie sich einmal ein »Stafette«-Probeheft ansehen? Dann schreiben Sie bitte an den Verlag HANS WITTE GmbH., Abt. P 2, Freiburg i. Br., Turnseestrasse 24-26